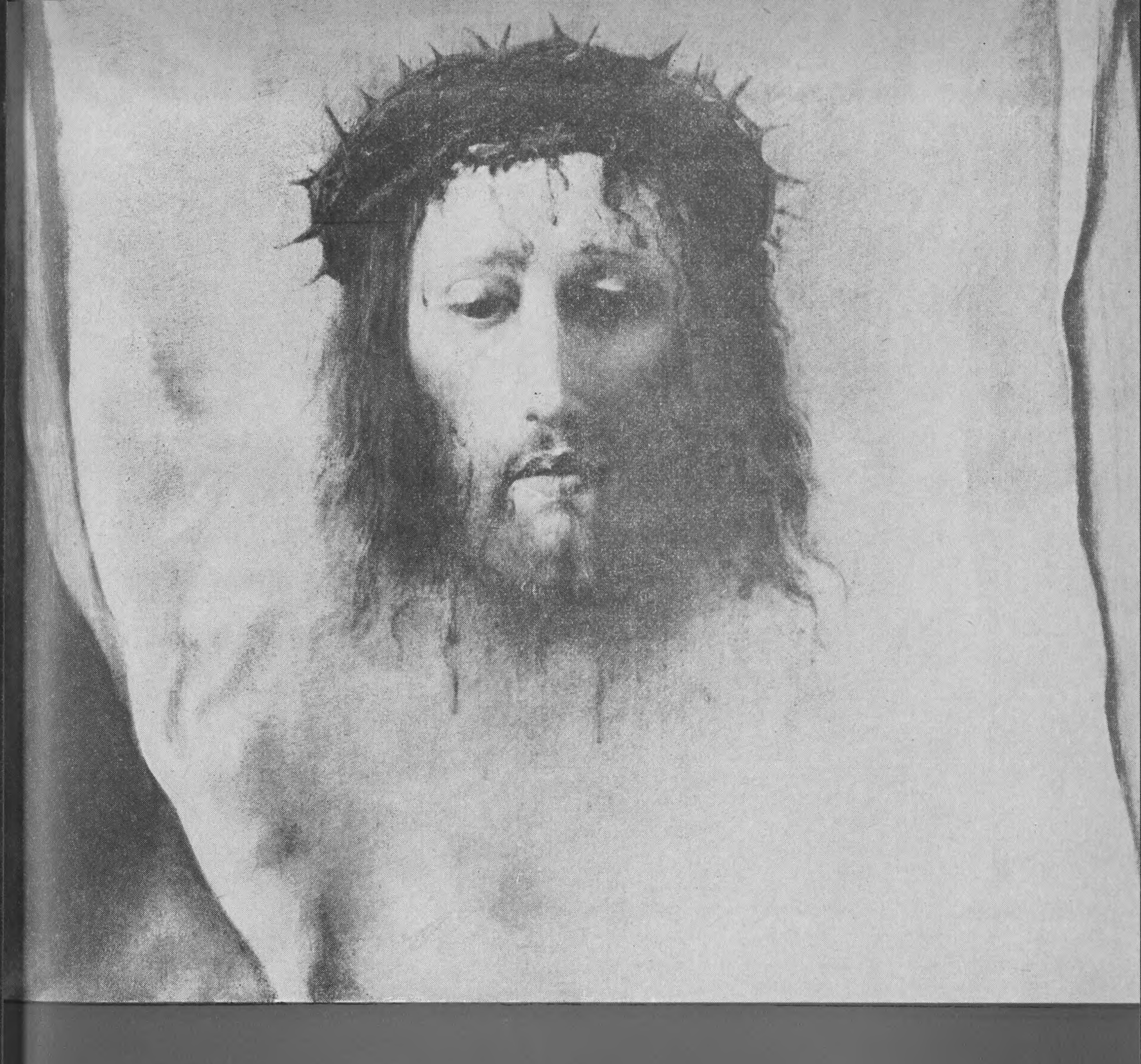
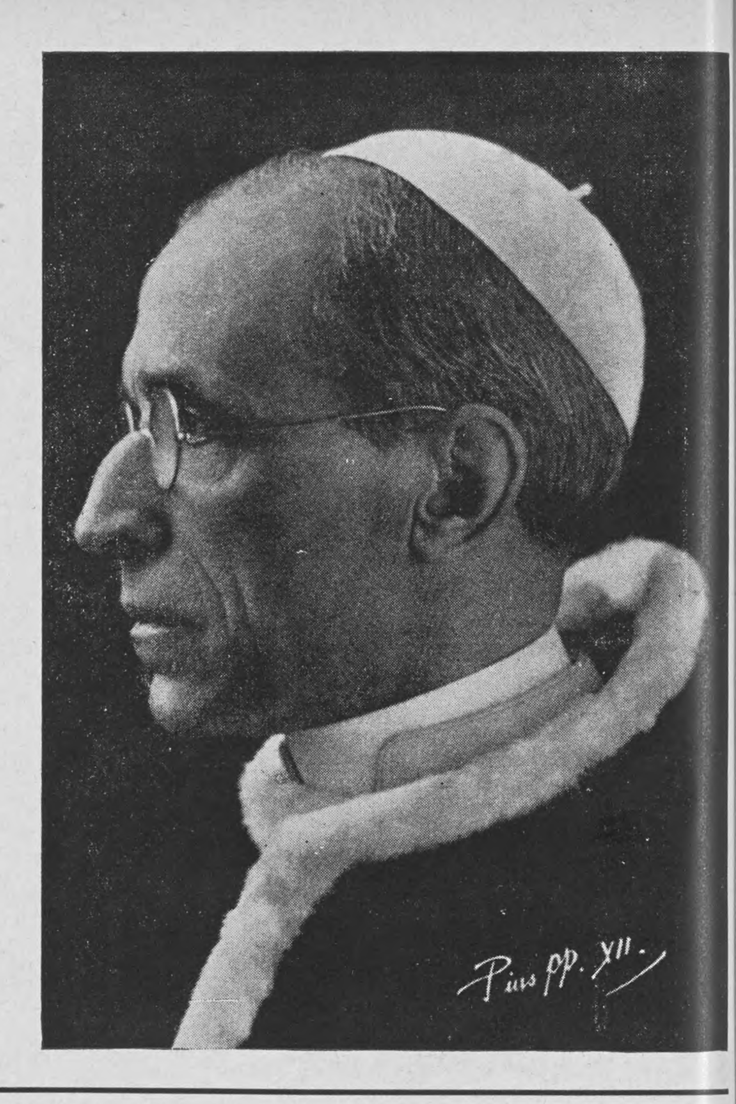


DER MARIENBOTE

Februar & Maerz 1956

Segen Pius unserm Vater!



Am 2. März 1956 feiert unser Heiliger Vater Papst Pius XII. seinen 80. Geburtstag. In diesen Tagen und Wochen gehen die Gedanken und Gebete aller Katholiken nach Rom. Auch wir möches nicht versäumen unsere Wünsche und Gebete mit allen Christen nach Rom zu senden und fassen sie in das Gebet zusammen:

Almächtiger, ewiger Gott, auf Deinen Ratschluss gründet sich alles; schau gnädig auf unsere Bitten und bewahre in Deiner Huld den für uns erwählten Oberhirten Papst Pius, damit das christliche Volk, das nach Deiner Anordnung regiert wird, unter einem so erhabenen Oberhirten in den Verdiensten seines Glaubens zunehme. Durch Ihn, unsern Herrn Jesus Christus, der mit Dir lebt und als König herrscht in alle Ewigkeit."

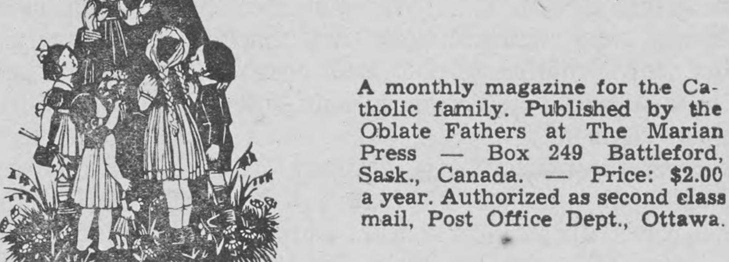
Lieber Marienbote Freund!

In unserer letzten Ausgabe machten wir unsere Leser darauf aufmerksam, daß diese Ausgabe sehrwahrscheinlich später kommen würde. Nun hier ist sie, sie ist nicht nur spät, sondern wir waren gezwungen, die Monate Februar und März als eine Ausgabe zu drucken. Die Ursache dieser Zusammenstellung ist unseren Lesern schon bekannt: letzten November brach unsere große Druckmaschine (Rotationsmaschine) zusammen. Zuerst sah es so aus, als ob wir sie nochmals reparieren könnten. Doch das ging nicht, denn es war unmöglich, Ersatzteile für eine deutsche Maschine aus dem Jahre 1910 zu bekommen. Inzwischen ist unsere Maschine beim alten Eisen gelandet und ihr Platz in der Marian Press ist frei für die Nachfolgerin. Wie lange es noch dauert bis die neue Maschine hier ist, das ist schwer zu sagen. Wir können nur eins sagen: sie ist bestellt und wird in den nächsten Wochen bzw. Monaten erwartet. Inzwischen sehen sich die Herausgeber von „Our Family" und „Der Marienbote" vor sehr große Schwierigkeiten gestellt, denn unsere Zeitschriften müssen trotz allem gedruckt werden. Darum möchten wir alle unsere Leser um Nachsicht und Geduld in den nächsten Monaten bitten. Vergessen Sie uns auch nicht in Ihren Gebeten.

Gott segne Sie!

The Marian Press, Printers & Publishers

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang   Februar & März 1956, Battleford, Sask.   No. 5 & 6

Dies und Das

Pressemonat und inneres Schweigen Der Februar ist der Monat der katholischen Presse, und Patron der katholischen Zeitungs- und Bucharbeit ist der hl. Franz von Sales. Von ihm stammt das Wort: „Ich habe mit meiner Zunge einen Vertrag geschlossen, daß ich so lange schweigen muß, als ich innerlich erregt bin!" Die katholische Presse darf nie schweigen — sie muß reden! Denn vom Übel ist es zu schweigen von Gott. Vom Übel ist es auch zu schweigen beim Anblick all' der himmlschreienden Dinge, die heute in der Welt gegen Gottes heiliges Gesetz geschehen. Und ebenso ist es vom Übel zu schweigen und nicht zu üben das zweite Werk der geistigen Barmherzigkeit, das da heißt: Unwissende lehren!

Dieser drei Wahrheiten wegen schweigt die katholische Presse nicht. Im Gegenteil: Sie sucht mit ihrem Worte überall einzudringen — in jedes Haus, in jedes Herz.

„Das Schweigen aber", erklärte der berühmte Kanzelredner Lacordaire, „ist nach der Rede die zweite Großmacht der Welt." Und er meinte nicht jedes Reden, wenn er behauptete, daß es die erste Großmacht der Welt sei, wichtiger noch als alles Schweigen selbst der Mönche und Heiligen.

Es gibt ein Reden, das uns kommt „durch das Wort Christi" und dessen „Schall dringt in die ganze Welt . . . bis an die Enden der Erde" (Röm. 10:18,18) und bis in die allerletzten Tiefen des Herzens. Und es gibt ein Reden, das aus flachem Herzen stammt, das nicht von der Vernunft geleitet wird und auch nicht vernünftig macht.

Noch ein anderes Reden gibt es. Es ist nicht das Werk der Zunge und auch nicht der Lippen, sondern ein Werk der Seele, die sinnend und wägend sich selbst befrägt nach Recht und Unrecht, und Zwiesprache hält mit Gott. Ganz anders ist es als das laute Reden dieser Welt, das nichts, aber auch gar nichts weiß von dieser Stille der Besonnenheit und des Betens.

Der Mensch braucht Werkzeug — Hammer, Hobel und Säge — um den Tisch zu bauen, der ihm für seine Stube nötig ist. Und der Mensch braucht ein Werkzeug, sein Denken auszudrücken. Dieses Werkzeug ist die Gabe der Sprache.

Nun ist es im Menschen aber nicht nur das Denken. Es ist in ihm auch das Empfinden. Da ist das Empfinden des Hasses, der Eifersucht, der Unzufriedenheit mit sich selbst und allem anderen, der Sucht nach Geld und Glanz, des Zornes, beleidigten Stolzes, der Gier nach Neuigkeit und Nervenkitzel und vieles vieles mehr.

Dem Willen des Schöpfers nach ist das Denken König im Menschen. Alles andere, auch das Empfinden, soll vom Denken wohl überlegt, und dann vom Wollen dem Guten zugeleitet werden.

Überlegen soll der Mensch und nachsinnen über drei Tatsachen: Über die Welt von oben mit ihren ewigen Gesetzen, über die Welt der Menschen, in der wir leben, und über alles, was das Herz empfindet. Und erst nachdem er nachgedacht, soll er reden in wohlüberlegten Worten.

Der moderne Mensch macht es jedoch anders.

In ihm ist nicht mehr das Denken König, das alles lenkt und leitet: Im modernen Menschen ist das Gefühl des Augenblickes zum König geworden, das alles beherrscht, Gedanken, Wort und Werk. Man redet nicht mehr überlegt, man redet, was man gerade fühlt: Gehässigkeit, wenn man Haß fühlt, eifersüchtig, wenn man zum Nachbar hinüberschaut, in Gier nach Neuigkeiten, nach Geld oder Sinneslust, wenn immer das Verlangen nach diesen Dingen in uns erwacht.

Man redet nur über Dinge, die einem im Sinne sind. Sinne ich nach über die Wahrheit, dann rede ich nach der Wahrheit der Gesetze. Sinne ich Haß, wird meine Rede gehäßig, sinne ich Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, dann rede ich lieblos und ungerecht.

Und wir „glauben" immer das Rechte gesagt zu haben. „Der Glaube kommt aus dem Hören", lehrt das Buch, die Heilige Schrift. Und so ist es auch in allem und in jedem. Wir „glauben" nur deswegen immer das Rechte zu sagen, weil wir äußerst eifrig sind im Hören — im Zuhören, was die Welt uns sagt und was die Selbstsucht unserer von keinem Gesetz gezügelten Gefühle und Stimmungen uns einredet. Und wie wir hinhören! Und wie vielen Dingen wir zulauschen! Es hat einmal jemand geschrieben: „Unser Magen würde platzen, wenn wir ihm nur halb so viel geben würden, wie unsere Ohren aufnehmen müssen", die Ohren des Kopfes und die Ohren unserer Gier!

Wir hören zu viel, deswegen reden wir viel. Wir hören ohne Überlegung, deshalb reden wir ohne zu überlegen. Wir lauschen nach falscher Richtung hin, deshalb ist das Urteil unserer Rede falsch. Wir hören immer ins Laute hinein: Wir hören den Menschen zu, die wir besuchen, weil Einsamkeit uns unerträglich wird; dem Radio, wenn niemand bei uns ist; den Schreibern der bunten weltlichen Blättern mit den vielen Bildern zu, wenn das Radio einmal nicht geht; den Filmen zu wenn es einem im Hause überdrüssig wird. Immer sind wir am Zuhören, und wenn wir einmal nicht zuhören, dann reden wir. So sehr sind wir beschäftigt mit der Rede der Welt und mit der Sprache der weltlichen Verlangen unserer Herzen, daß wir nicht mehr hören, das Innere und das Überweltliche. Und wo wir das nicht mehr hören, da glauben wir ihm auch nicht mehr so recht. Denn das rechte Glauben kommt nur aus dem rechten Hören, und rechtes Denken und Urteilen und Handeln nur aus dem rechten Glauben!

„Vor allem sollten wir eines lernen: Schweigen, um reden (überlegt reden!) zu können", sagt der hl. Ambrosius. Gemeint ist hier beides: Das Schweigen des Mundes und das Schweigen der vielen Gelüste, damit das Überlegen reden kann und das Nachsinnen.

Wir sagten zu Anfang, die katholische Presse müsse reden und dürfe nicht schweigen. Sie redet auch, doch spricht sie nicht in den Worten der Welt. Sie reizt uns nicht und sie regt uns nicht auf mit Sensationen. Mit Berichten über politische Gemeinheiten, über Mord, Eheskandal oder andere Dinge, die uns zornig machen oder sinnlich und selbstüberhoben. Die katholische Presse will nicht Sensationspresse, sie will Gesinnungspresse sein. Sie will in Worten zu uns reden, die besänftigen. Zum Schweigen des Nachdenkens will sie uns anleiten, damit wir wieder zur Besinnung kommen, zur rechten Gesinnung des Menschen, der sein Inneres leben läßt und reden.

„Sobald die Lippen schlafen, erwachen die Seelen", sagen die Alten. Da erwacht die Seele mit rechtem Sinnen und mit ihrem Rufen nach Gott, um Heimat zu haben für immer in Ihm. Heimat zu haben in tiefster Frömmigkeit und Liebe. In einer Frömmigkeit und Liebe, die ihr natürlich ist — von der man im modernen katholischen Leben aber sagt, daß sie nicht für uns, daß sie „nur den Heiligen" vorgeschrieben seien.

Ja, so weit sind wir nun schon gekommen — weil die Lippen wachen und weil der Mund der Seele zum Schweigen verdammt ist! Heiligkeit ist nicht für uns, behaupten wir, sie ist von Gott „nur den Heiligen" befohlen!

Können wir wohl noch tiefer sinken als das?

„Durch Umkehr und Ruhehalten sollt ihr gerettet werden, im Stillesein und Vertrauen soll euch Kraft werden", spricht Gott (Isaias 30:15), und weiter sagt Er uns: „Ich will sie locken und in die Einsamkeit der Wüste führen und dort zu ihren Herzen sprechen" (Hosias 2:14).

Unrecht ist es die Gabe der Sprache zum Werkzeug zu machen, das Ausdruck geben muß nicht dem Empfinden Gottes, sondern den Augenblicksgefühlen unserer Selbstsucht. Unrecht ist es, immer und jeden Tag nur in die Welt um uns herum und in die Welt unserer Wünsche und Verlangen hineinzulauschen, so sehr zu lauschen, daß keine Zeit mehr bleibt, zuzuhören der Seele, der prüfenden Vernunft, der Stimme des Gewissens und der Sprache des Herrn.

Es hat Sinn, sich zurückzuziehen „in die Einsamkeit der Wüste" — ja das ist das einzig Vernünftige, was uns zu tun bleibt. Nur wenn die Ohren verstopft werden, so daß sie einmal nicht hören, was das Radio sagt, was der Nachbar erzählt, was unser Stolz und unsere Sinnlichkeit

verlangen, nur dann können wir wieder einmal hören die Stimme von innen und die Stimme von oben. Und Gott wird zu unseren Herzen sprechen, und wir werden wieder denken und überlegen, und handeln nach den Worten unserer von oben und von innen erleuchteten Gewissen.

Zieh dich zurück und schweige, und lasse auf dich einwirken die erste Großmacht der Welt: Die Rede des Wortes Jesu Christi, die dir kommt durch das gute katholische Buch und aus den Zeilen katholischer Schriften!

„Wenn wir recht denken, sind wir in Gott; wenn wir recht leben, ist Gott in uns!" (St. Augustinus).

Des Beichtens heilige Stunde

Nun ist es wieder Fastenzeit. Um die Beichtstühle herum stehen die Menschen und warten, bis die Reihe an sie kommt. Sie wollen beichten, und unter „beichten" verstehen sie mit Recht das fromme Bekennen ihrer Sünden vor dem Priester Gottes, in Reu und Leid und mit der demütigen Bitte um Lossprechung.

So weit wäre alles gut und richtig. Unrichtig wäre es aber, wenn wir auf nichts weiter warteten als nur auf die Lossprechung. Denn was wir „Beichte" nennen, ist in Wirklichkeit ein heiliges, gotteingesetztes Sakrament. Ziel und Zweck der Sakramente ist jedoch nicht nur loszusprechen und zu erlösen von Sünde und Schuld vor Gott und zu erteilen des Himmels Verzeihen. Zweck der heiligen Sakramente ist — zu durchgnaden den Menschen.

Die Sonne ergießt, was Ihres ist — ihr Licht und ihre Wärme — über alle Erde. Und alles wird durchsonnt und wächst und gedeiht. Die Sonne bleibt Sonne und die Erde bleibt Erde. Doch dunkle Erde sind unsere Felder während der Nacht, durchsonnte Erde am Tage.

Und auch Gott ergießt, was Sein ist und was Sein bleibt für alle Ewigkeit — Sein eigenes, allheiliges, beseligendes ewiges Leben. Er ergießt es über die Menschen und in die Menschen hinein, bis sie ganz durchglüht werden und ganz durchgöttlicht von den Strahlen aus dem Leben Gottes. Gnade nennen wir diese Strahlen göttlichen Lebens in uns. Von Gott kommt sie, und Gott bleibt Gott, und Er verliert nichts von Seinem Leben, das Er in unsere Seelen einstrahlen läßt. Gott bleibt Gott, und der Mensch bleibt immer nur Mensch. Doch dunkler Mensch bleibt er, solange er nicht durchstrahlt ist von der Gnade. Durchgöttlichter, vergöttlichter Mensch ist er im Stande der Gnade.

Vom begnadeten, vom durchgöttlichten Menschen sagt das Buch Gottes: „Und der Herr erfreut sich an dir . . . . Wie der Bräutigam sich an der Braut erfreut, so bist du die Freude deines Gottes." (Isaias 62:4,5).

Heiliges geschieht an uns während der Stille der Beichtstunde. Gott läßt sein Leben in uns einfließen. Und Sein Leben in uns, das Leben der Gnade, ist der Anbeginn aller ewigen Seligkeiten. So hoch im Wert ist eine einzige Gnade, lehrt der hl. Thomas, daß sie mehr zählt vor Gott als die ganze Schöpfung — als selbst der Leib und die Seele der lieblichsten aller Kinder der Schöpfung, der Jungfrau Maria! Denn nur deshalb ist Maria so schön, so heilig und alles Erschaffenen Königin, weil sie „voll ist der Gnaden."

Mit hochheiligen Gütern beschenkt uns Gott bei der Beichte. Er gibt Seine Gaben jedoch nicht „wie aus weiter Ferne", so, als wenn Er sie uns aus Seinem unerreichbar fernen Himmel zuwerfen würde:

„So spricht der Hohe und Erhabene, der da thront in der Ewigkeit und dessen Name ist ‚der Heilige': In der Höhe wohne Ich und im Heiligtum — aber auch bei dem wohne Ich, der zerschlagenen und gebeugten Geistes ist, um neu zu beleben und zu erquicken das Herz der Zerschlagenen" (Isaias 57:15).

So ist es denn nicht wahr, daß uns beim Beichten nur der Priester nahe ist. Gott steht neben uns und Gott nimmt Wohnung in uns. Er berührt unsere Seele und haucht in sie hinein die Fülle Seiner Güte: Die Gnade und den Heiligen Geist. Und die Seele wird plötzlich anders. Nicht mehr rein menschliche Seele ist sie, wie sie es vor der Begnadung war. Sie ist nun durchgöttlichte Seele. Durchgöttlicht, wie die Erde durchsonnt ist am hellen Sommertage.

Und wie die durchsonnte Erde in so fern verwandt ist mit der Sonne, als sie Licht hat und Wärme von ihr, so und noch viel inniger und wirklicher wird die begnadete Seele verwandt mit Gott —weil sie Leben hat von Seinem Leben, wie der Sohn Leben hat vom Leben seines Vaters und vom Leben seiner Mutter.

Auch der unbegnadete Mensch kann zu Gott sagen: Mein Vater bist Du! Er kann es aber nur sagen. Verwandt mit Gott wird er dadurch nicht. Verwandt ist man ja nur mit jenen, die gemeinsames Leben haben mit uns.

Vom begnadeten Menschen sagt die Heilige Schrift: „Ihr habt empfangen den Geist der Kindschaft, in dem wir rufen: Abba, Vater." Und sie sagt weiter: „Seht, welch große Liebe uns der Vater bewiesen hat! Wir heißen Kinder Gottes und wir sind es!" (1 Joh. 3:1). Und wir sind es

auch, nicht nur dem Namen nach, sondern in wahrer Verwandtschaft des Lebens. Gott ist das Leben, des Lebens Urquell und des Lebens Ewigkeit, in uns hinein ergießt sich dieses Leben. Es ist in uns, dasselbe Leben, als Gnade.

St. Augustinus erzählt uns, daß der Leib des Menschen, selbst des allerschönsten Menschen, nur deshalb schön ist, weil er eine Seele hat, und nur solange schön bleibt, als die Seele in ihm ist. Zieht die Seele aus und stirbt der Mensch, dann schaudert uns selbst vor dem Leibe jener, die uns die Allerliebsten waren. Wir beeilen uns, den seelenlosen Körper so schnell als nur möglich zu begraben.

Die Seele gibt dem Leibe Schönheit und macht uns unsere Lieben liebenswert. Die Schönheit der Seele aber ist Gott, und liebenswert — wert, von Gott in Liebe umfangen zu werden — wird die Seele nur durch die Gnade, nur durch die Heiligkeit des Lebens Gottes in uns.

Wert, von Gott geliebt zu werden! Wenn wir nur einmal verständen, was das heißt! Höheres, Größeres, Schöneres gibt es für uns nicht mehr. Und dies geschieht uns — auch bei der Beichte! Dem Sünder gibt Gott diese Herrlichkeit in der Beichte von neuem; dem Frommen vertieft Er sie; und im Himmel läßt Gott sie immer heller aufstrahlen in der Fülle des Lichtes der Himmel.

Wenn es draußen Frühling wird und die Sonne immer reicher uns beschenkt mit ihrem Licht und ihrer Wärme, dann braucht man den Blumen erst gar nicht zu sagen, sich hinzuwenden zur Sonne und ihr zu öffnen so weit es nur geht ihre Kelche. Die Blumen tun das aus sich selbst, und sie tun es mit so viel Lebenskraft, daß keine Macht der Erde sie davon abbringen kann. Sie wenden sich der Sonne zu, sie öffnen sich der Sonne, und sie trinken Sonne.

Wenn Gott bei der Beichte die Seele berührt, dann erzittert es auch im Menschen in heiligen Wonnen. In Wonnen, die ewig fremd bleiben dem Fleische. Wir spüren diese Wonnen nicht einmal mit dem Herzen so innig, wie die Seele sie empfindet. Denn unser Herz wohnt und pocht im Fleische, und das Fleisch wird nie erspüren und erfassen das Göttliche. Die Seele aber, die wir weder sehen noch erfühlen mit dem Herzempfinden, das wir gewohnt sind, die Seele erzittert. Und ohne daß wir ihr es sagen müssen, ja — ohne daß wir es verhindern können, wendet sie sich Gott zu, rufend: Abba, Vater! Und weit öffnet sie sich den Strahlen Gottes, und sie trinkt in sich hinein Gott und die Seligkeit Seiner Liebe.

Heilige, unaussprechliche Dinge geschehen an uns während der Stille der Beichtstunde. Das Himmelreich wird jedoch nicht den Schläfern zuteil. Das Glück der Seligkeiten Gottes fällt uns wohl in den Schoß, es bleibt aber nur in „den Seinen, die Ihn aufnehmen." Die Ihn aufnehmen, weil sie schätzen, was an ihnen geschieht, weil sie wollen, daß es so an ihnen geschehe und daß es so in ihnen bleibe alle Tage ihres Lebens.

Heilige Stunde ist die Beichtstunde, und heilige Stunde muß sie uns bleiben. Gewissenserforschung, Beichtgebete aus dem Büchlein, Reue und Leid, das Hersagen seiner Sünden und das Abbeten der Buße, alles das ist notwendig. Doch es genügt nicht! Nie und nimmer! Wir wollen ja nicht nur Lossprechung: Wir wollen Gott und Seine Freundschaft und Seine Liebe. Und wir wollen Gott nicht nur für heute, sondern auch für morgen und übermorgen und für alle Ewigkeit.

Deswegen sollten wir nicht nur mit dem Verlangen nach Lossprechung zur Beichte gehen. Wir sollen gehen mit der Bitte: Deine Gnade will ich, und Dich will ich, Dich, mein Gott! Denn nur in Dir ist Schutz und Trutz vor aller neuen Versuchung und gegen alle neue Schuld. Und nur in Dir ist das, was ich suche: Herzensruhe, Sicherheit und ewiges Leben!

Nicht nur beichten sollen wir: Beten zu Ihm, der neben uns steht; preisen Ihn und jubeln Ihm, der unsere Seele in göttlicher Güte berührt; danken Ihm, bei dem allein Verzeihen ist und Erbarmen. Ein Erbarmen so groß, daß, wie St. Chrysostomus sagt, „selbst die Engel und Erzengel und alle himmlischen Geister sich drängen, um schauen zu dürfen die Herrlichkeiten einer begnadeten Seele."

Großes tut Gott an uns während der Beichte. Nicht des Beichtvaters Güte noch die Weisheit seiner Belehrung tun das, was mit uns geschieht: Gott tut alles, und Er wirkt es aus allernächster Nähe.

Erneuern soll die Fastenzeit unser ganzes Frommsein und Gottlieben. Wolle sie auch erneuern in uns unser Beichten, auf daß es wieder werde, was es sein soll: Ein Sakramentenempfang, ein Gnadenempfang, hingenommen von einer Seele, die schätzt, was sie empfängt, die danken kann und anbeten und preisen in nie mehr vergehender Liebe: Abba! Mein Vater Du! Weil ich Dich liebe, brennt meine Schuld mir schmerzend die Seele. Weil ich Dich liebe, bin ich hier um zu trinken Dein Leben. Denn Du allein bist mein Gott und mein Alles!

— Der Schriftleiter

Gleichnis fuer die Osterbeichte



In jenen Tagen stand Naaman, der Feldherr des Königs von Syrien, bei seinem Herrn hoch in Ansehen und Ehren. Denn durch ihn hatte der Herr dem Lande Syrien Heil widerfahren lassen. Doch er war wohl ein tapferer Held und ein reicher Mann, aber aussätzig. Nun waren von Syrien Räuber ausgezogen und hatten aus dem Lande Israel ein junges Mädchen gefangen weggeführt, das eben bei Naamans Frau im Dienste stand. Das sprach zu seiner Herrin: O daß doch mein Herr vor dem Propheten dort in Samaria stände! Gewiß würde er ihn heilen von seinem Aussatz. Darauf ging Naaman zu seinem Gebieter und erzählte ihm: So und so hat das Mädchen aus dem Lande Israel gesprochen. Der König von Syrien erwiderte ihm: Geh hin! Ich will dir einen Brief an den König von Israel mitgeben. Naaman zog hin. Er nahm zehn Talente Silber, sechstausend Goldstücke und zehn Feierkleider mit sich und übergab dem König von Israel den Brief mit folgendem Wortlaut: Wenn du diesen Brief erhälst, so wisse, daß ich zu dir meinen Diener Naaman sende, damit du ihn von seinem Aussatz heilest. Als der König von Israel diesen Brief gelesen hatte, zerriß er seine Kleider und sprach: Bin ich denn Gott, so daß ich tot und lebendig machen kann, weil der zu mir schickt, ich solle einen Menschen von seinem Aussatz heilen? Habt acht und seht, wie er nur Händel mit mir sucht! Als der Gottesmann Elisäus vernahm, daß der König von Israel seine Kleider zerrissen habe, sandte er zu ihm und ließ ihm sagen: Warum hast du deine Kleider zerrissen? Er soll zu mir kommen und erfahren, daß es in Israel einen Propheten gibt! So kam Naaman mit Rossen und Wagen und hielt vor der Haustüre des Elisäus. Elisäus aber schickte nur einen Boten zu ihm und ließ ihm sagen: Geh hin und wasche dich siebenmal im Jordan! Dann wird dein Leib wieder gesunden, und du wirst rein werden. Naaman war darüber sehr aufgebracht und wollte wieder heimreisen, indem er sprach: Ich dachte, er würde zu mir herauskommen und auf der Stelle den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen, mit seiner Hand die Stelle des Aussatzes berühren und mich heilen. Sind denn nicht Abana und Pharphar, die Flüsse von Damaskus, besser als alle Wasser Israels, daß ich mich in ihnen wasche und rein werde? Als er sich voll Unmut umwandte und weggehen wollte, traten seine Diener zu ihm und sagten: Vater, würde der Prophet etwas Schweres von dir verlangt haben, so hättest du es gewiß tun müssen, wieviel mehr, da er dir jetzt nur sagte: Wasche dich, dann wirst du rein werden! Darauf zog er hinab und wusch sich siebenmal im Jordan entsprechend der Anweisung des Gottesmannes. Und sein Leib wurde hergestellt gleich dem Leibe eines jungen Knaben: er war rein. Hierauf kehrte er mit seinem ganzen Gefolge zum Gottesmann zurück, trat vor ihn hin und sprach: Nun weiß ich fürwahr, daß es sonst keinen Gott gibt auf der ganzen Erde als in Israel. (4 Kön. 5, 1-15)

Im bußfertigen Sünder kommt der gekreuzigte Christus zur Erscheinung. So sieht, wer einen bußfertigen Sünder sieht, mehr als bloß einen bereuenden Menschen; er sieht vielmehr, wenn er recht sieht, im Menschen den gekreuzigten Christus aufscheinen. Man kann sagen, im Bußsakrament wirkt sich der Tod Christi aus. *Michael Schmaus, Kath. Dogmatik*



Maria im Februar und Maerz

vom Schriftleiter

Das Marianische Jahr ist vergangen, und schon beginnt die Christenheit sich wieder zu rüsten zu einer neuen Weltfeier zu Ehren der jungfräulichen Mutter des Herrn. Am 11. Februar 1958 – in zwei Jahren also – werden wir den Jahrhunderttag der Erscheinung Unserer Lieben Frau am Gnadenort von Lourdes begehen. In seiner Enzyklika für das Marienjahr 1954 drückte Papst Pius XII. den Wunsch aus, die Glaubenswahrheiten über die seligste Jungfrau in Predigten, Vorträgen, mündlich und mittels der Feder hell aufleuchten zu lassen, „und zwar so, daß der Glaube des Volkes vermehrt und seine Andacht zur Gottesmutter Maria täglich mehr entflammt werde." Das versuchen wir in unserer Artikelserie über die Festtage Mariens zu tun. Nicht jedes Monatsfest kann im Marienboten erwähnt werden. Mangel an Raum hindert uns daran. Lesen wir und bewundern wir, welch Herrlichkeiten der Güte Gottes sich uns zeigen in der Mutter Maria!

Maria im Februar

2. Februar — Mariä Lichtmeß

Verschiedene Namen trägt das Fest des 2. Februars. Der Deutsche nennt es kurz „Mariä Lichtmeß". Im Meßbuch und im Brevier heißt es „Reinigung der Jungfrau Mariä." Die griechische Kirche nennt diesen Tag **Ypapanti** oder „Das Treffen Jesu mit Simeon und Anna." Die Armenier feiern „Die Ankunft des Herrn im Tempel" und die Kopten „Die Darstellung des Herrn im Tempel."

Aus all' diesen Namen sehen wir, daß der Kirche des Westens der 2. Februar ein Marientag ist,

während die Kirche des Ostens dieses Fest als Christusfeier begeht.

Es war den Juden gottgegebenes Gesetz, jede Mutter vierzig Tage nach ihrer Niederkunft als gesetzlich unrein zu betrachten. Nach diesen vorgeschriebenen vierzig Tagen mußte die Mutter zum Heiligtum wandeln. Ein Lamm oder zwei Tauben hatte sie dort zu opfern, der Priester mußte für sie beten, „und so soll sie gereinigt sein" (Lev. 12:8).

Es wollte dieses Gesetz Gottes nicht besagen, daß Empfängnis, Schwangerschaft und Gebären die Mutter mit Sünden beflecke und seelisch verunreinige, so daß Mütter nach vierzig Tagen von dieser „Sünde" gereinigt werden müßten. Das Gesetz der Reinigung hatte einen anderen Grund und suchte andere Dinge zu bewirken.

Zur Zeit des Volkes Israel war die Herkunft des Lebens von den Heiden und auch von vielen vom Heidentum angesteckten Juden als etwas Unerklärbares betrachtet. Geheimnisvolle Kräfte, womöglich gar böse Geister, wirkten nach heidnischer Ansicht auf das Weib und legten das Leben des Kindes ihm in den Schoß. Nach der Niederkunft wurde die Mutter scheu gemieden. Sie durfte nicht öffentlich unter Menschen wandeln, damit, falls böse Geister in ihr sein sollten, nicht auch andere vom Bösen ergriffen würden.

Den Juden gab Gott das Gesetz der Reinigung, auf daß ihnen für immer und ewig vor Augen stehe die Wahrheit: Jahveh ist der Erschaffer und der Herr alles Lebens!

Um dieses öffentlich zu bekennen, mußte die Judenmutter ein Lamm oder zwei Tauben im Tempel opfern und die Priester für sich beten lassen.

Freudiger denn jedes andere Judenweib hatte Maria sich dieser Zeremonie hingegeben. Denn anders als im Schoße aller Mütter war ihr Kind geworden. Empfangen war es nicht „aus dem Begehren des Fleisches und nicht aus dem Begehren des Mannes" (Joh. 1:13), sondern von Gott selbst, vom Heiligen Geist. Seiner menschlichen Natur nach war der Sohn der Jungfrau „geringer als der Vater" (Athanasium), und Gott war sein Schöpfer und sein Herr. Doch nur der menschlichen Natur nach! und das erkannte Maria bei ihrer Reinigung im Tempel frohfreudig an. Das kleine Persönchen jedoch, das da im schwachen, erschaffenen Fleische in Marias Armen lag, war Gott von Gott! Unerschaffen wie der Vater, unermeßlich wie der Vater, ewig, allmächtig und Gott wie der Vater, eins in Seiner Gottheit mit dem Vater und mit dem Heiligen Geiste!

In beseligender Gottesfreude betrat die Jungfrau-Mutter den Tempel, darzubringen ihr Kind dem Vater. Denn es war nicht nur geboten, daß die Mutter zur Reinigung in den Tempel komme, es war auch geschrieben: „Heilige mir jede Erstgeburt!" Und Maria kam zu erfüllen auch dieses Gesetz. Darbringen wollte sie dem Herrn ihren Erstgeborenen und ihren Einziggeborenen.

Überrascht sieht Maria den gottesfürchtigen, frommen Greis Simeon auf sie zueilen und ihr das Kind aus den Armen nehmen. Hoch wallt es auf in ihrer Seele, als sie ihn sagen hört: „Nun magst Du, Herr, Deinen Diener nach Deinem Wort hingehen lassen, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

Simeon wußte also, wer das Kind war. Und es jubelte in der Jungfrau die gotterfüllte Seele ein Dank- und Preislied an Gott.

Gleich darauf kam Maria jedoch ins Staunen und in wehes Wundern und Fragen: Was wird es sein mit dem Kinde? Zur Erlösung des Volkes Israel sollte Er kommen, den sie in ihren Armen trug. So hatte sie es seit ihrer Kindheit aus dem Buche des Propheten Zacharias gewußt. So glaubten alle Juden, und so glaubte Maria. Simeon aber rief betend aus, daß Er gekommen sei auch als „Licht zur Erleuchtung der Heiden", wie schon Isaias es in dunkler, unverstandener Prophezeiung vorausgesagt: „Ich, Gott, rufe Dich als Sieger . . . und zum Lichte der Heiden!" Und: „Zu wenig ist's, daß Du mir Knecht seiest, um aufzurichten Jakobs Stämme . . . Ich mache Dich sogar zum Licht der Heiden! Daß da reiche mein Heil bis ans Ende der Erden." (J". 42:6, 49:6).

Und noch mehr kam aus Simeons Mund: Israel, das Volk der Liebe Gottes und das Volk der Liebe Mariens, wird Anstoß an Ihm nehmen. Man wird es nicht wollen, das Kind der Jungfrau. Bitteres wird man Ihm bereiten. Sagt es nicht im Psalm 117: „Ich ward gestoßen, fallen sollt ich?" Spricht nicht auch Isaias von Blut und von Wunden, die man antun wird einem, der da kommen soll? Meint etwa Simeon, daß alles dieses an meinem Kinde geschehen werde?

„Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen", spricht der gotterfüllte Alte — und Maria erschrickt, und sie spürt in ihrem Herzen den ersten Schmerz um ihr Kind. Den ersten der Sieben Schmerzen. Jener Schmerzen, die sie nach Christus zur größten und zur wichtigsten aller Leidträger der Erden machen werden.

Am Tage ihrer Reinigung wußte Maria wohl noch nichts weder von der Tiefe noch von der Bedeutung ihrer kommenden Schmerzen um des Erlösers und um der Erlösung der Menschheit willen. Aus den Worten des greisen Simeon verstand sie

Erwaehlung

In Maria finden wir jenes mütterliche Herz, jene Heimat der Seele und der Herzen, dessen unsere Welt so sehr bedarf! Unsere Verbindung mit ihr ist ja viel tiefer und inniger, als viele gemeinhin glauben! Gewiß, mächtig ist das Band, das uns an die Stammutter der Menschheit, an Eva, bindet. Aber noch viel stärker ist jenes Band, das uns mit der Stammutter des Neuen Bundes, mit Maria, verbindet. Denn als sie Jesus empfing, hat sie im Namen aller Menschen ja gesagt zum Plane Gottes. Durch ihr Jawort leistete sie die Hilfe zur Menschwerdung, die Gott selbst verlangte. Aus ihrem heiligen, jungfräulichen Land wuchs das Reich Gottes empor. Mutter des Hauptes — Mutter der Glieder!

Unter dem Kreuze hat Maria mit der letzten Kraft ihrer Mutterliebe ihrem Sohne Trost gespendet und ist deshalb auch uns allen als Mutter gegeben worden, damit auch wir im Leiden und am Kreuz unter dem Blick dieser Mutter aushalten lernen. Mutter des Gekreuzigten — Mutter aller Kreuzträger!

Im Pfingstsaal hat Maria als Herzmitte der jungen Christengemeinde mitgebetet, daß der Heilige Geist die noch leeren, dürren Herzen mit seinem Feuer erfülle. Mit ihrem mütterlichen Herzen hat sie Freude und Leid der jungen Kirche, des geheimnisvoll lebenden Leibes Christi, der ja in ihr begonnen, miterlebt. Mutter Christi — Mutter der Christen!

Dem Herzen dieser mütterlichen Frau hat uns der Heilige Vater geweiht, und wir sollen diese Weihe auch als Verpflichtung erleben.

Raimund Tschudi O.S.B.

jedoch: Mein Kind wird ein Schmerzenskind sein, wie Isaias gesagt. Und ich werde mitleiden müssen. Wie konnte sie auch anders, ich, die Mutter des heiligsten, des gerechtesten aller Söhne?

Und Maria, die wunderbare Mutter, die weiseste und getreueste Jungfrau, wiederholte still in ihrem Herzen, was sie schon einmal gesagt: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinen Worten!"

Von dieser Stunde an wird sie wohl immer gesehen haben im Antlitz ihres Kindes das kommende Leid und den Schmerz, der Ihm geweissagt war. Und sie litt jetzt schon um ihr Kind und um den göttlichen Retter des Volkes Israel und der Welt. Droben im Himmel aber hielten die Engel bereit die strahlende Krone der Königin der Martyrer!

11. Februar — Erscheinung zu Lourdes

Wundersam sind Gottes Wege, und immer wieder findet Seine Weisheit Wege, kundzutun den Menschen das Rechte und das Heilige. Vor dreihundert Jahren, kaum daß die einander zerfleischenden Protestanten und Katholiken nach dreißigjährigem Krieg die Waffen niedergelegt hatten — die Waffen, mit denen sie zerschlagen hatten die Liebe zwischen Mensch und Mensch — trat Jansenius auf mit einer Lehre, die nun auch alle Liebe zwischen Gott und Mensch zu zerstören suchte. „Nur mit Zittern darf man aufschauen zu Gott, und nur selten darf der Mensch es wagen, Gott in der heiligen Kommunion zu empfangen, lehrte er. Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen, Regierungen und führende Weltmenschen nahmen diese Lehre an und suchten sie dem Volke aufzudrängen. Da erschien am 27. Dezember 1673 Christus der hl. Margareta Maria Alacoque und offenbarte ihr die Liebe Seines Herzens zu den Menschen. „Durch deine Vermittlung will mein Herz sich ausströmen und sich den Menschen kundtun, um sie mit kostbarsten Schätzen zu bereichern."

Das war Gottes Antwort auf die eisige, kalte Liebeentleerte Predigt der Jansenisten.

Vor ungefähr einhundert Jahren begann sich eine andere Lehre auf Erden zu verbreiten: Wunder gibt es nicht! Es gibt nur das, was man sieht und fühlt in seiner Hand und mit rechnendem Verstand ergründen kann. Nur Abergläubige reden noch von übernatürlichen Dingen, die da geschehen

sollen in unserer Welt. Mit diesen Abergläubigen rechnet man jedoch nicht mehr. Sie und ihr Urteil gelten nichts, weder in der Wissenschaft noch in Politik, Erziehung, Kunst, ja nicht einmal in der Religion.

Und wiederum sprach Gott. Mitten in die Triumphe der modernen Welt mit ihren vielen Büchern und Wissenschaftlern klang plötzlich die Botschaft: Die Mutter des Herrn, die heilige, unbefleckte Jungfrau Maria hat sich gezeigt! In Lourdes ist es geschehen, am 11. Februar 1858. Achtzehnmal ist sie dem Bauernmädchen Bernadette Soubirous erschienen!

Die Welt hat damals gern gelacht. Sie hätte jedoch sehr gern überzeugter gelacht! Die Erscheinungen der hohen Gottesmutter hätte man dem Volke schon als Spuck oder als Hirnkrankheit der kleinen Bernadette ausgeredet. Damit wäre man wohl noch fertig geworden. Da aber war die Quelle von Lourdes! Da aber war plötzlich Wasser an einem Ort, der nie Wasser gehabt hatte. Quellwasser, das genau so wundersam erschien, wie die Gottesmutter erschienen war. Quellwasser, das nun schon fast seit einhundert Jahren fließt und nicht aufhören will zu fließen — genau so wie es in Lourdes nicht mehr aufhören will, Segen, Gnaden, Heilung, Trost, Kraft und Glauben und Hoffen und Lieben auf die Menschen herabzufließen.

„Meinen Bogen will ich in die Wolken setzen; er soll das Zeichen meines Bundes sein mit euch", liest der Priester am 11. Februar im Brevier. Und er weiß, wer mit diesem Bogen gemeint ist, und jeder Rechtgläubige und Warmgläubige weiß es genau so gut: Dieser Bogen ist Maria! Und der Bund, den Gott mit uns gemacht und den Er in Maria uns vor Augen stellt — herrlich ist er und nicht zu beschreiben. Alles Schöne, alles Reine, Edle, Gütige, Warme und Liebe, das wir schauen und mit unseren Herzen spüren in Maria, ist noch unendlich mehr in Gott und unendlich wahrer und wirklicher und lieblicher in Ihm. Ein Abglanz leichter zu erfassen als das Urbild und die Wirklichkeit, als Gott selbst. In „unzugänglichem Lichte", keinem Auge sichtbar, keinem Denken ergründbar und keinem Herzen faßbar wohnt der Reichtum der Güte und der Liebe Gottes, der sich seit der Stunde der Erlösung über uns ergießt.

In Maria der Gütigen versteht aber unser Verstand und faßt tiefste Freude unser Herz. In Maria, der Mutter der Güte, sehe ich, mein Gott, daß Du mir nicht nur Gott bist sondern auch ganz Vater! In Maria hast Du mir jemanden gegeben, an dem du mir zeigst: Schau, wie gut und wie menschenfreundlich. So und noch unendlichmal mehr bin ich, dein Vater!

Die gute Maria! „Sie haben keinen Wein mehr", hatte sie einmal ihrem Sohne gesagt. Der Wein war den Hochzeitsleuten ausgegangen. Und anderen Menschen — unzählbar sind ihre Scharen — gingen andere Dinge aus: Friede, Freude und Sorglosigkeit, Trost an Kindern, Gesundheit, Glauben, Geld, Sicherheit und Haus und Hof. Und sie gingen zu Maria und sie gehen heute noch zur Mutter nach Lourdes. Maria aber hat einmal gewendet und hält immer noch gewendet ihre barmherzigen Augen uns zu — in Lourdes, ihrem großen Gnadenort. Nicht nur als himmlische Mutter, als himmlisch-menschliche Mutter zeigt sie sich dort, in lieber Bekümmernis um alle geistige und um alle irdische Not jener, die sie anrufen. Baut sie auch nicht auf jedes abgebrannte Haus, füllt sie auch nicht jeden Geldbeutel, heilt sie auch nicht jede Krankheit und alle ihr angetragene Not, so ist doch erwiesen, daß sie einen Trost erteilt an ihrem Wallfahrtsort und einen Herzensfrieden, den jeder Beschenkte als Gnadenwunder beschreibt. Daneben steht dann noch die unübersehbare Liste von wunderbaren Erhörungen, die in Lourdes durch Marias Hände an vielen wirklich geschehen sind, die da krank am Leib oder krank in tiefer Seele zu ihr gekommen waren.

„Übermächtige Fürbitterin" nennt die griechische Kirche Maria. Mit vollen Händen teilt sie aus alle Güte, die Gott ihr mit noch viel volleren Händen für uns in den Schoß legt. Fürbittend die Welt zu erlösen — zu erlösen von jedem Übel — ist der gütigsten Jungfrau Herzverlangen. In Lourdes aber scheint es mit Maria so zu sein, wie es im zweiten Buch der Chronik, Kapitel 7, Vers 16, geschrieben steht: „Dieses Haus habe ich mir erwählt und ich habe es geweiht, auf daß mein Name hier für immer sei und meine Augen und mein Herz für immer hier weilen."

Wir aber beten: Maria, hilf! Hilf uns besonders, in deiner Milde und in deiner Güte zu sehen den Abglanz der Milde und der Liebe des Vaters zu uns. Zu sehen diese Milde und Güte so klar, daß auch wir erfaßt werden von der Liebe zu Gott, wie du erfaßt bist von ihr. Erfaßt von dieser Liebe bis zur ganzen Hingabe an Gott, bis zur ganzen, ungeteilten, ewig brennenden Liebe zu ihm. Führe uns, du Unbefleckte, durch dich zu Gott hin. So will es Gott und so muß es sein: Durch Maria zu Jesus! Und durch Jesus zum Vater!

Maria im März

25. März — Mariä Verkündigung

Dreimal am Tage falten wir fromm die Hände und grüßen Maria. Wir grüßen sie mit den Worten des Engels der Verkündigung, und während unsere Lippen flüstern den Himmelsgruß an die Jungfrau, sinnen wir in unseren Herzen nach über die Botschaft des Engels des Herrn und über all' die wundersam heiligen Dinge, die an Maria durch Gottes Huld geschahen.

Auch Maria hatte einmal nachgedacht über den Gruß des Engels, und hohes Staunen war in ihr. Fromm zu sein und gottliebend aus ganzem Gemüte war immer schon der innigste Wunsch ihrer stillen Seele gewesen. Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, daß ihr eines Tages noch viel Höheres geschehen könne als es der Judith geschah, der großen Tochter und Retterin Jerusalems. Von dieser Judith wußte Maria aus der Hl. Schrift, daß Priester und Volk ihr entgegengeeilt waren mit dem Gruß: „Gesegnet seist du, Tochter, vor dem höchsten Gott, vor allen Weibern auf Erden!" (Jud. 13:18).

Ganz verwirrt ward Maria, sagt das Lukasevangelium, als plötzlich der Engel vor ihr stand, und als ihr der allerhöchste Gott selbst durch diesen Engel sagen ließ: Du, und keine andere, bist die Gebenedeite unter allen Weibern, und nicht nur gesegnet bist du: Alle Fülle Meiner Gnade ist in dir!

Und das war noch lange nicht alles: Wunder über Wunder enthüllte Gottes Bote der Jungfrau — und Maria verstand, daß sie auserwählt war zu empfangen den Geliebten ihres Herzens, den großen Erlöser ihres Volkes.

Und es wallte auf im Herzen der Jungfrau die erste der sieben großen Gottesfreuden Mariens!

Maria wußte, wessen Mutter sie werden sollte. Ganz erfassen mochte sie am Tage der Verkündigung aber doch nicht die volle Bedeutung der Worte: „Du bist voll der Gnade" und „Du bist gebenedeit unter den Weibern." Maria ist viel gebenedeiter als sie es ahnte, und der Gnaden Fülle in ihr ist viel strahlender — hoch hinauf zu Gott und über alle Erden und Jahrhunderte sich ergießend — als sie es an jenem Tage ersehen konnte.

Heute weiß sie es!

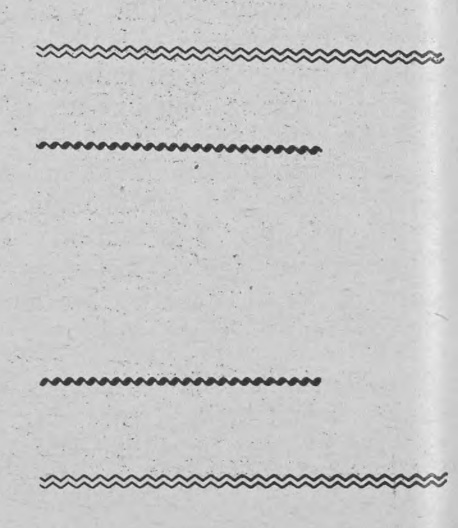
Wohl 56 Jahre nach der Verkündigung kam der Geist Gottes über St. Paulus. Und St. Paulus schrieb unter Gottes Eingebung seinen ersten Brief an die Korinther. In diesem Briefe (15:45) sagt uns Gott, daß Christus, der Sohn Mariens, der zweite, der lebenspendende Adam der Menschheit sei. Und bereits 65 Jahre nach dem Tode des letzten Apostels Jesu, des hl. Johannes, schrieben Männer von hoher Gelehrsamkeit Bücher über die wahre Größe Mariens.

Sie untersuchten das Bibelwort, das da vom zweiten Adam spricht. Dem ersten Adam stand „als Gehilfin ihm gleichartig" (Gen. 2:12) Eva zur Seite. Und diese Eva wurde dem ersten Mann zur Gehilfin im Freundschaftsschließen mit der Schlange. Dieser Freundschaft wegen kamen über uns Sünde und Not und Tod.

Vom zweiten Adam steht geschrieben, daß er in ewiger Feindschaft leben werde mit Satan. Ihm „gleichartig" in dieser Feindschaft zur Schlange, ihm gleichartig im Gehrosam dem Willen Gottes gegenüber ist das Weib, das den zweiten Adam gebären wird — ist Maria, die Mutter des Erlösers.

Als der barmherzige Gott beschloß das Werk der Erlösung zu vollbringen, wollte er es auf so weisheitsvolle Art ausführen, daß die ersten Anfänge der Erlösung der Welt das erhabene Bild einer von Gott gegründeten Familie boten, in der alle Menschen das vollkommenste Vorbild häuslichen Gemeinschaftslebens und aller Tugend und Heiligkeit schauen können . . . . So haben die Familienväter in Joseph wahrhaft das schönste Vorbild väterlicher Hut und Fürsorge. Die Mütter haben in der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter ein unübertreffliches Beispiel der Liebe, der Ehrfurcht, der Unterordnung, des vollkommenen Glaubens. Die Kinder aber haben in Jesus selbst, der ihnen untertan war, das göttliche Vorbild des Gehorsams, das sie bewundern, verehren und nachahmen sollen . . . man kann nichts Heilsameres und Wirksameres für die christlichen Familien erdenken als dieses Beispiel der Heiligen Familie.

Leo XIII.



Ja, nirgendwo lesen wir, daß Gott je einen anderen Menschen begnadet und berufen hätte, in dieser Feindschaft zu Satan und in diesem Gottesgehorsam so „dem Bilde Seines Sohnes gleich zu werden“ (Röm. 8:29) wie die auserwählte Mutter des göttlichen Retters es ist.

Als „Gehilfin ihm gleichartig“ stand Eva neben Adam, und als „Gehilfin ihm gleichartig“ steht Maria neben Christus. Geschaffen war Eva, als Gehilfin Adams zur Mutter aller Lebenden zu werden. Sie wurde zur Mutter des Sterbens. Geschaffen war Maria, als Gehilfin Christi am Werke der Erlösung teilzunehmen, und so zu werden, was Eva nicht wurde: Zur wahren Mutter des Lebens!

Maria gab Ihm Leben, der das Leben selbst ist. Sie half Ihm, zu uns zu kommen im Fleische. Sie ist Seine Gehilfin in der Fleischwerdung — und uns ist sie Helferin, weil sie uns geben konnte Christus, das Leben.

So ist denn Maria dem Heiland und uns, was Eva dem ersten Adam war und der Menschheit werden sollte. Sie ist die zweite Eva, die wirklich lebenspendende Eva. Christus und Maria sind das „neue Stammpaar des heiligen Geschlechtes der erlösten Gotteskinder“, von denen uns kommt, was Adam und Eva für uns verloren hatten: Leben, Gottähnlichkeit und Ewigkeit!

Weit mehr ist Maria als n u r Mutter des Erlösers. Sie war nicht nur dazu da, Geburt dem Heiland zu geben und Ihn in seinen Kinderjahren zu betreuen, um nachher, nachdem dieses alles getan war, wieder unbedeutend für die Erlösung der Menschen zu werden, um nachher wieder gewöhnlicher Mensch unter vielen anderen Menschen, Heilige unter vielen anderen Heiligen zu sein.

Maria ist nach Gottes Wollen die zweite Eva; die Jungfrau, die in Gottes Gedanken schon am Uranfang aller Erlösungspläne stand. Sie ist des zweiten Adams gottgesetzte Gehilfin im ganzen Werke der Erlösung, angefangen von der Verheißung im Paradiese bis Bethlehem und Golgatha und bis ans Ende aller Zeiten.

Maria war schon gebenedeit unter allen Weibern lange, Jahrtausende, bevor sie der Engel der Verkündigung begrüßte, und Gottes liebende Gedanken waren bei ihr und mit ihr schon zur Urzeit des Paradieses.

„Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, die du aus allen Geschlechtern, Rassen, Völkern, Stämmen und Zungen erwählt bist. Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, die du vor Ewigkeiten für den Schöpfer und den Herrn der Ewigkeit bestimmt bist“, schrieb und

Marienhaende

Sie heben sich wie reine Opferschalen
so wundertätig aus dem Mantelsaum,
als fließe ein Gebet von ihren schmalen
Konturen in den grenzenlosen Raum.

Sie kennen nur die segnenden Gebärden,
die tief beglücken auf der Leidensbahn;
so tragen sie des Lebens Allbeschwerden
im frommen Dienen still zu Gott hinan.

Senta Pape

---

lehrte und betete Johannes von Damaskus mit der Kirche frühester Jahrhunderte, und Petrus Damiani pries sie als Jungfrau „vor der Erstehung der Welt im Ratschlusse ewiger Weisheit erwählt und vorerwählt.“

Zu dieser Jungfrau, von Gott geliebt seit Anbeginn, kam der Engel. Und er sprach: „Du wirst empfangen, und was aus dir geboren wird . . . wird Sohn des Allerhöchsten heißen.“ Maria antwortete: „Wie wird das geschehen, da ich doch keinen Mann erkenne?“ Da erklärte ihr der Engel Gottes wundersames Wirken.

Gottes Sohn war aber noch nicht herabgestiegen in die Jungfrau. Erst nachdem Maria gesagt hatte: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinen Worten“ — erst nachdem Maria ihre Zustimmung gegeben hatte, Ihn zu empfangen, den sie nach Gottes Wollen empfangen sollte, kam der Heilige Geist auf sie herab, und die Kraft Gottes überschattete sie.

„Und das Wort ist Fleisch geworden“ — Fleisch aus dem Fleische Mariens!

Maria gab ihre Zustimmung zur Fleischwerdung des Gottessohnes in ihr. „Seht: Wie durch den Ungehorsam einer Jungfrau der Mensch zu Fall gebracht wurde, stürzte und starb, so empfing der Mensch durch eine Jungfrau, welche Gottes Wort hörte, wieder das Leben. . . . . Der Knoten des Ungehorsams der Eva wurde durch den Gehorsam Mariens gelöst“, schrieb St. Irenäus zu Zeiten der Urkirche.

War dieser Gehorsam Mariens notwendig? Auch darüber dachten die Christen der ersten Jahrhunderte nach. In der Hl. Schrift lasen sie, daß sich die Gottheit durch Jesus Christus mit den Menschen vereine. Diese Vereinigung ist so geheimnisvoll, tief und heilig, daß es im Erdenleben keinen Vergleich dafür gibt. In der Ehe, sagt das Buch Gottes, werden Mann und Weib „ein Leib“. Durch

Verkuendigung



Erst als der Engel ging, erwachte sie vom Flügelwehen,
Das ein wenig die Luft bewegte in dem kleinen Raum
Und ihr das Haar zur weißen Wange strich,
Ihr, die da kniete, namenlos allein nach dieser Botschaft.
Und aller Überfluß der lichten Himmel
Strömt ein in die bereite Magd,
Sie braucht sich nur zu halten, wie sie ihre Hände hält,
Und wie die Lilie in dem blauen Krug.
So lauscht sie auf: es war kein Traum.
Sie spürt, die Jungfrau, ohne Übergang
Die Wandlung in die reine Mutterschaft;
Ihr Wesen wird süß und schwer, durchtränkt,
Durchlichtet von der Gottheit, und Engel,
Wolken voller Seraphim, umwallen die in Demut Hingekniete.
Und das Ave stieg so groß und tönend um sie auf,
Daß sie die sieben Schwerter, schon gezückt ob ihrem Herzen,
Noch so empfand, als rührte sie
Die Sonne an mit Strahlenpfeilen — innen,
Und sie erbebte vor dem Übermaße dessen, was ihr geschah.

Otto Gillen

Jesu Gnaden vereinen sich Gott und Mensch zu „einem Geist der Heiligkeit und des Lebens". „Himmlische Ehe zwischen Gott und Mensch" nennen die geistigen Denker dieses Geheimnis.

Eva hatte durch ihren Ungehorsam diese himmlische Ehe des Menschen mit Gott gebrochen — für sich und für alle ihre Nachkommen, ja, für die ganze Menschennatur. Maria aber ist „das Brautgemach, in dem das Wort (Christus) sich wieder mit dem Fleisch vermählte", schrieb Proklus von Konstantinopel im 5. Jahrhundert, und St. Gregor der Große lehrte: „Gott der Vater bereitete dem Sohn die Hochzeit, als Er diesen im Schoß der Jungfrau mit der menschlichen Natur verband."

In Eva hätte die Vermählung Gottes mit der Menschennatur stattfinden sollen. Erst Jahrtausende später kam es dazu — durch Maria, am Tage der Verkündigung. Ihre Zustimmung war notwendig, denn bei jeder brautlichen Verbindung werden zwei Willen zu einem Willen. Beide wollen sie dasselbe: In Liebe einander anhangen!

So war es auch mit Gott und Maria: In der Jungfrau wollte Gott sich vermählen mit der Natur des Menschen, und zu dieser Vermählung war es notwendig, daß sie beide eins werden, der Wille Gottes und der Wille der menschlichen Natur, eins im Verlangen, einander anzuhangen in Liebe!

Die Väter der Urkirche sagen ganz klar: Maria hat zur Stunde der Verkündigung die durch Eva ungehorsam gewordene Menschennatur vertreten. In ihr wurde die Menschennatur wieder gehorsam und gottanhangend.

„In der Verkündigung wird uns offenbar", schreibt der hl. Thomas, „daß sich hier eine geheimnisvolle Vermählung zwischen dem Sohne Gottes und der Menschennatur vollziehe. Und darum wurde durch die Verkündigung die Zustimmung der Jungfrau an Stelle des ganzen Menschengeschlechtes erwartet" (3, qu.30, a.1), und Leo XIII. fügt hinzu: „Maria hat ja, als die Menschen dem ewigen Verderben jäh entgegengingen, ihnen den Erlöser zugeführt, schon damals, als sie die Botschaft des Frieden bringenden Geheimnisses . . . mit bewunderungswerter Zustimmung an Stelle

des ganzen Menschengeschlechtes . . . entgegenahm" (Oct. Mense 1891).

Nicht nur in ihrem eigenen, auch in aller Menschen Namen sagte Maria, die zweite, die wirklich heilige, gottgehorsame, gottliebende Eva: „Mir geschehe nach deinen Worten!"

Und Gott wurde Fleisch in ihr, und nachdem Er in ihr Mensch geworden war, hatte die Erlösung ihren großen Anfang genommen. Denn nun war Gott bereits vereint mit der Menschheit (St. Athanasius); nun war das Göttliche schon in die Menschheit eingetreten, und die Brücke zwischen Himmel und Erde gebaut (St. Gregor der Wundertäter). Der Weg des heiligen Gabenaustausches war da — er war in Maria! (St. Cyrill von Alexandrien).

Das ist sie, die große, lebenspendende Eva des Neuen Bundes. Größer wurde sie und tausendmal gebenedeiter als Eva es je hätte werden können. Hätte Eva nicht gesündigt, dann wäre sie geworden zur Mutter der Begnadeten — nie aber zur Mutter des begnadenden Gottes und aller Seiner Söhne und Töchter, die da tragen das Antlitz des ewigen Sohnes in ihrer Seele.

„Wir aber, das Volk Gottes . . . Wir wollen an diesem Feste der Jungfrau mit reinem Herzen und unbefleckten Lippen . . . so wie die Engel, in Ehrfurcht und heiliger Freude rufen: Ave! Sei gegrüßt!" (St. Tharasius). Und beten wollen wir:

Die du in unserem Namen Ja gesagt, leite und lenke uns, auf daß auch wir unser volles „Ja, Vater" sagen zu allem Wollen Gottes.

Auf den Kalender aufpassen !

Bei den meisten von uns hängt der „Church Art Calendar for the Catholic Home." Er trägt dieses Jahr ein schönes Bild des hl. Pius X. Wir hätten ja lieber einen deutschen Kalender, doch kann man den hier nicht bekommen. Wenn auch so mancher all' die vielen frommen Sprüche des Kalenders nicht lesen kann, weil sie halt in englischer Sprache zu uns reden, so können wir doch die Tageszahlen, die Namen der Tagesheiligen und den „Fisch" lesen, der auf unserem katholischen Kalender so oft vorkommt und uns erzählt, aus Liebe zum Kreuzestot des Heilandes auch ein kleines Opfer zu bringen und kein Fleisch zu essen.

Dieses Jahr müssen wir aber aufpassen: Der Kalender war sehr früh gedruckt. Als er schon fertig war, kamen plötzlich Neuerungen für die katholische Festtagsordnung von Rom.

Mariä Verkündigung wird dieses Jahr am 9. April gefeiert, da der 25. März Palmsonntag ist.

Das Hochfest des hl. Joseph, das gewöhnlich am dritten Mittwoch nach Ostern gefeiert wurde — dieses Jahr wäre das am 18. April — ist abgeschafft worden. Dieses Fest besteht nicht mehr. Dafür hat der Papst ein neues St. Joseph's Fest eingeführt: St. Joseph der Arbeiter. Begangen wird dieses Fest am 1. Mai. Das Fest der hl. Apostel Philippus und Jakobus wird von jetzt ab am 11. Mai gefeiert.

Am 31. Mai haben wir „Maria Königin". Da aber dieses Jahr das Christusfest „Fronleichnam" auf den 31. Mai fällt, begehen wir Maria Königin dieses Mal am ersten Juni. Nur dieses Jahr! Das kommt, weil alle Christusfeiern immer Vorzug vor den Marien Tagen haben. Da man keinen Marientag auslassen will, wird er einfach verschoben, falls es sein muß. St. Angela, die am 31. Mai gefeiert wurde, ist auf den ersten Juni verlegt.

St. Pius X. hat seinen Tag am 3. September.

Darin besteht das Weisheitsvolle des kirchlichen Fasten: Um nicht durch ungeordnete Begierlichkeit zu Unerlaubtem hingezogen zu werden, legen wir uns Zwang auf, indem wir uns bis zu einem gewissen Grad auch Erlaubtes versagen. Das ganze Jahr über wollen wir jedes zuviel vermeiden, aber während der heiligen Fastenzeit sogar auf sonst Zulässiges verzichten.

Augustinus

Vor Gott und den Menschen

von Rudolf Mentges

Das Glaubensbekenntnis mancher Zeitgenossen scheint zu heißen: „Religion ist Privatsache." Mit diesem Spruch auf ihrem Sofakissen legen sie ihr Gewissen schlafen.

Wie unvernünftig eine solche Ansicht ist, geht schon daraus hervor, daß Gott nicht mit jedem von uns persönlich gesprochen hat, sondern durch Vermittlung anderer. Ziehen wir von unserer Religion ab, was wir den Eltern verdanken, den Lehrern, Priestern und andern Christen, was bleibt da übrig? Religion zur Privatsache erklären heißt sie auslöschen.

Es ist mit Religion nicht anders als mit dem ganzen Leben: keiner ist auf sich selbst gestellt. Das Allererste, nämlich das Leben, verdanken wir den Eltern, weshalb wir sie Gottes Stellvertreter nennen. Waren sie dieses hohen Titels würdig, so haben sie uns auch zuerst das Beten gelehrt und zur Kirche angehalten. Mit vielen andern Menschen sind wir durch Verwandtschaft, Landsmannschaft und wirtschaftliche Beziehungen verbunden. Wir könnten nicht leben ohne den Bauern, der den Markt versorgt, ohne den Handwerker, den Arbeiter, die Firma, die uns bekleidet, die Wohnung einrichtet, ohne die Bahn, die uns befördert, usw. So sind wir auch in der Religion aufeinander angewiesen.

Es ist auch sehr gefährlich, zu sagen: „Ich mache meine Sache mit dem Herrgott allein aus." Das Wort wirst du bereuen; möge es nie an dir in Erfüllung gehen; denn wir werden eines Tages sehr froh sein, wenn jemand ein Vaterunser für uns betet. Es ist eine Haupt- und Kernlehre des Christentums, daß kein Mensch aus sich selbst gerecht ist vor Gott. Wir wären alle verloren, wenn nicht Christus für uns eingetreten wäre. Christus wiederum hat die Kirche gestiftet, um durch sie für alle einzutreten, die bis zum Ende der Welt leben werden. In der Kirche wird für alle gebetet. Tag und Nacht wird rings um den Erdball das Opfer Christi erneuert zur Vergebung unserer Sünden. Priester sind ausgebildet und freigestellt, um sich ganz der Seelen zu widmen. Wer hält sich für so heilig, daß er diese Hilfe ablehnen dürfte?

Selbstständigkeit ist etwas Gutes; gerade in der Kirche ist Platz für sie. Die Kirche schmähen ist noch kein Zeichen von Charakter; aber oft genug gehört Mut dazu, sich zu ihr zu bekennen. Die Kirche will lebendige Glieder haben; was sie auch tut, verlangt von uns persönliche Teilnahme. Jeder steht vor Gott, wenn er betet. Jeder steht vor Gott, wenn er sein Gewissen erforscht und sich anklagt auf Grund seiner Einsicht und Reue; der Beichtvater ist gehalten, jeden anzuhören, zu achten, zu beraten und loszusprechen, wenn er ihn guten Willens findet. Die heilige Messe hat zwar auch ohne uns unendlichen Wert; aber das Maß, daraus zu schöpfen, hat jeder in der Hand. Viele und schöne Formen gemeinsamer Feier gibt es in der Kirche; aber alle sind auf den einzelnen eingestellt; denn nur der einzelne hat Verstand und freien Willen und ein Herz, das er Gott opfern kann. Fehlten aber die Herzen, so könnte auch die glänzendste liturgische Darbietung Gott nicht gefallen.

Ja, wäre doch nur, in einem guten Sinne verstanden, die Religion mehr Privatsache! Wollten wir doch da, wo es nicht geboten ist, mehr zur Kirche gehen! Wie oft könnten wir mit Gott allein sein und aus den immerfließenden Brunnen Wein und Öl schöpfen, soviel wir wollten! Sähen wir doch mehr auf unsern Nutzen, wir würden auch dem Ganzen besser dienen; denn allein sind wir doch nie.

Man kann die Kirche nicht schöner erklären als mit dem Wort vom mystischen Leibe Christi. Mystisch, das heißt wunderbar und voll verborgenen, übernatürlichen Lebens; mystisch heißt sie auch zum Unterschied vom natürlichen Leibe, dessen Glieder nur Teile sind und kein selbständiges Leben haben. In der Kirche ist das anders. Je lebendiger das einzelne Glied, desto gesünder und kräftiger das Ganze, und das Leben des ganzen Leibes kommt wiederum dem einzelnen zugute.

Nach einem Wort Pius XII. kann man nichts Ehrenvolleres und Ruhmreicheres erdenken, als der heiligen katholischen und apostolischen Kirche von Rom anzugehören, durch die wir Glieder an dem gleichen verehrungswürdigen Leib werden, von dem einen, erhabenen Haupte geleitet, von dem gleichen göttlichen Geiste durchdrungen, von derselben Lehre und demselben Brot der Engel in dieser irdischen Verbannung gestärkt, bis wir dereinst auch dasselbe ewige Glück im Himmel genießen können.

Ein besinnliches Wort zur Osterkommunion

von Karl Fröhlich

Der spätere englische Kardinal Newman war vor seinem Übertritt zur Katholischen Kirche Erzdiakon der protestantischen Kirche mit 100,000 Franken Jahreseinkommen. Er studierte lange Zeit die katholische Religion und nahm sie schließlich an. Er bekam ein solches Verlangen nach dem Altarssakrament, daß er förmlich hungerte nach der heiligen Kommunion. Einige Tage vor seinem Übertritt sagte einer seiner Freunde zu ihm: „Bedenke, was du tust! Wenn du katholisch wirst, wirst du jährlich 100,000 Franken verlieren." Newman erhob sich vor Unwillen und rief aus: „Was sind 100,000 Franken im Vergleich zu einer heiligen Kommunion?"

Diese Gesinnung eines großen Konvertiten gibt uns zu denken. Ist es nicht des öfteren so, daß Andersgläubige uns erst zum Bewußtsein bringen müssen, welchen Reichtum wir besitzen? Wir scheuen oft die kleinsten Opfer und weichen der Einladung Gottes zur heiligen Kommunion geradezu aus. Woran liegt das? Offenbar an mangelnder Besinnung und Überlegung. Denn, wenn wir bedächten, was uns in der heiligen Kommunion angeboten ist, dann könnte uns keine Schwierigkeit daran hindern, die Begegnung mit dem heiligen Gott zu suchen und das Brot zu empfangen, in dem uns das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit gereicht wird.

Darf ich einmal ein offenes Wort sagen? Mich ärgert es, wenn die Kirche das Gebot herausgibt, der Christ müsse wenigstens einmal im Jahr, und zwar in der österlichen Zeit, die heilige Kommunion empfangen. Mir kommt das so vor, als wenn eine Regierung den Erlaß herausgäbe, die Staatsbürger müßten wenigstens einmal im Jahr richtig zu essen haben. In beiden Fällen handelt es sich um Speise, das eine Mal für den Leib, das andere Mal für die Seele. In beiden Fällen ist die Folge des Nahrungsentzugs zuerst Unterernährung und dann ein regelmäßiges Verhungern. Wie soll ein Mensch richtig leben können, wenn er nichts zu essen hat? Wie soll einer ein christliches Dasein führen können, wenn er seelisch unterernährt oder gar ohne jede Nahrung ist? Auf gut deutsch: Wie soll einer den Willen Gottes verwirklichen und seine Gebote erfüllen, wenn ihm die Kraft dazu fehlt.

Christ sein heißt doch heutzutage für viele, von morgens bis abends in einer Umgebung leben, die von Gott und Christus sternenweit entfernt ist. Woher soll da die Kraft kommen zu christlicher Lebensgestaltung, wenn nicht von der heiligen Kommunion?

Nichts ist sinnloser als ein Minimalchristentum zu verkündigen. Nichts ist falscher als sich zu fragen, wieviel man unbedingt tun müsse, um noch unbedingt als Christ von der Kirche anerkannt zu werden. Was will also die Kirche mit diesem Gebot? Sie will nur die unterste Grenze christlicher Existenz andeuten. Wer diese Grenze überschreitet, schließt sich praktisch aus dem Lebensstrom der Kirche aus. Er geht mangels geistlicher Nahrung zugrunde. Kann man von einem unterernährten oder einem verhungernden Menschen etwas erwarten?

Was die Kirche eigentlich wünscht, hat sie durch die Stimme der letzten Päpste eindeutig kundgetan. Seit Pius X. ruft sie die Gläubigen zu oftmaliger sakramentaler Christusbegegnung. Denn als Mutter weiß die Kirche nur zu gut, wie schwer das Leben ihrer Kinder in der heutigen Welt geworden ist, welchen Proben der Glaube ausgesetzt ist, wieviel Mut das öffentliche Bekenntnis verlangt.

Es soll einmal offen ausgesprochen werden, daß heute nur der Christ sich bewährt, der das Christentum in der Fülle lebt. Dürftige Religiosität erliegt dem Sturm der Zeit. Wer die sakramentalen Möglichkeiten, die Christus bietet, vernachlässigt wird ein innerlich kümmerlicher Mensch. Mit solchen Menschen kann Gott nichts anfangen. Solche Menschen sind nicht fähig zum Zeugnis wie es heute gefordert wird.

Und schließlich hat Christus es selbst ausgesprochen, daß er seinen Jüngern österliche Fülle wünscht: „Ich will, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben!" Welche Schlußfolgerung ergibt sich daraus? Doch eindeutig die: Warum sollen wir arm sein,

wenn wir reich sein können? Warum sollen wir hungern und darben, wenn wir in der Fülle stehen können? Es ist der Wille Gottes, daß noch viel mehr Weizenkörner, die draußen reifen auf den Feldern, als eucharistisches Brot eingehen in den Menschen und ihm die Kraft geben zu einer christlichen Lebensgestaltung.



Wir wollen diesem Gedanken einmal Raum geben in unserem Herzen und uns dann den Mut erbitten, die Folgerungen zu ziehen. Dann könnte es doch wohl sein, daß man in unseren Pfarrgemeinden wie einst in der Urkirche mit dem Finger auf uns zeigte und achtungsvoll bekennen müßte: „Was für wunderbare Männer und Frauen haben doch die Christen!" Ob solches Zeugnis nicht wirksamer wäre als die Verkündigung von der Kanzel? Ob das vorgelebte Beispiel nicht mehr zündete als das schnell verklingende Wort? Wird die Wende zum Besseren eingeleitet durch Reformen politischer und wirtschaftlicher Art oder durch ein innerlich erneuertes Menschentum? Woher soll aber die Erneuerung kommen, wenn nicht von dem Brot vom Himmel, das den Menschen zu einem zweiten Christus machen kann?

Was bedeutete das, wenn so manche Männer und Frauen unserer Gemeinden, die in bedauerlichem Mißverständnis alle Jahre nur einmal zu den Sakramenten kamen, in Zukunft in der heiligen Kommunion ihr Brot erkännten, ihre regelmäßige Nahrung! Käme daraus nicht eine innere Erneuerung unserer Gemeinden? Käme daraus nicht ein österlicher Frühling, der zu großen Hoffnungen berechtigt?

Fromme Spruchweisheit aus der Eifel

Mit Gott fang deine Sache an,
Dann wird es guten Fortgang han.
Halt Gott vor Augen und sein Wort
Dann geht es wohl dir, hier und dort.
Wer willig gibt den Armen,
Des' wird sich Gott erbarmen.
Jammer und Elend, Angst und Not,
Ist aller Christen täglich Brot.
Sorg' und sorg' nicht allzuviel,
Es geschieht, wie's Gott han will.
Des Christen Herz wie auf Rosen geht,
Wenn er unter dem Kreuze steht.
Verzage nicht in Not und Pein,
Dem Regen folgt Gottes Sonnenschein.
Hier, mein Christ, hier leid' und meid',
Drüben kommt die beſſ're Zeit.
Vielleicht kommt Er über Nacht,
Der aller Not ein Ende macht.
Kirchengang versäumt nicht,
Almosen geben armet nicht.
Bete rein und schätz' dich klein,
Und laß dich Gott befohlen sein.
Was Gott will erquicken,
Kann niemand ersticken.
Lieber Land und Leut' verloren,
Als eine falschen Eid geschworen.

Der Zimmermann von Nazareth

Ich habe eine besondere Liebe für den heiligen Joseph. Sie ist mir aus Kindheitstagen geblieben. Sie kam zunächst aus einem Mitleid und aus der Verehrung, die man einem Großvater schuldet. Bilder und Plastiken stellten ihn alt und ehrwürdig dar. Fast, so schien mir, würde er das göttliche Kindlein in seinen Armen nicht lange tragen können. Ein gütiger Greis, dem das Tagewerk schon schwerfallen mußte.

Später wurde ich inne, daß ich wohl doch eine unvollkommene Vorstellung vom Pflegevater unseres Heilandes hatte. Wenn Gott das reine Mädchen Maria aus königlichem Geschlecht, aber von einfachen, armen Eltern zur Mutter seines Sohnes bestimmt hatte und wenn dieser göttliche Sohn alles Menschenlos zu tragen hatte und nach Menschenweise erzogen werden sollte, dann mußte der Pflegevater ein Vater sein, also ein Mann in der Vollkraft der Jahre, noch kein Greis, der von Erinnerungen zehrt.



Ich durchblätterte das heilige Buch, aber ich fand wenig über den Erwählten Mariens. Spärlich sind Andeutungen der Bibel über ihn. Auch er stammte aus dem Geschlechte der Könige Israels, aber der Königssproß wohnte in einer Hütte. Doch muß ein neuer Adel um den gewesen sein, dem das heiligste der Kinder, dem der Jüngling Jesus anvertraut war.

Joseph war Zimmermann. Er braucht noch nicht die Maschine zu seiner Arbeit. Er war ein Hand-Werker. Es ist nicht anders denkbar, als daß er noch das tiefe, innere Verhältnis zu seiner Arbeit hatte, daß ihm Beruf auch Berufung war. Aber das Geheimnis um diesen Heiligen muß ein größeres sein. Wohl hatte ihn die Kunde, daß Maria ein Kind trug, erschreckt. Doch sein Herz neigte sich keiner Verbitterung zu. Er glaubte dem Wort des Engels, wie Heilige den Boten Gottes und seinem inneren Anruf mehr glauben, als den Menschen und dem Geschwätz des Tages.

Der Mann, der harte Arbeit gewohnt war, wurde über seinem Werk nie roh oder laut. Welcher Man hätte diese Zartheit des Empfindens, womit er Maria in seinen Schutz nahm? Ahnte er, daß sein Leben von jetzt an erst recht ein Leben des Verzichtes sein würde?

Joseph muß fromm gewesen sein in jenem ersten Sinne des Wortes, daß Frömmigkeit ein Einssein mit Gott, dem Schöpfer bedeutet. So mag er die

Schmerzen Mariens von der Geburt im armseligen Stalle an mit durchlebt haben. So mag ihn aber auch die Freude durchflutet haben, als er die Augen des göttlichen Kindes sah. Diese Freude, von der wir uns kaum einen Begriff machen können, wird in ihm gewesen sein, als er die Weisheit des Knaben unter den Lehrern im Tempel erkannte, als er den Knaben in der Weisheit und Gnade wachsen sah und in seiner Werkstatt bei sich wußte.

Gott wußte, warum er seinen Sohn nicht einem der angesehenen klugen oder reichen Männer jener Zeit anvertraute. Das Leben des heiligen Joseph hat eine einzige Bewährung und ein Trost für alle einfachen Menschen, die arm sind und sich gering dünken, aber gut sein wollen.

St. Joseph ist mir nachgegangen, als ich später eine eigene Familie gründete, die heilige Zweisamkeit der Ehe erlebte, die Kinder wachsen sah und Gottes Fügung in Leid und Glück erfuhr.

Ich fragte mich oft, wie Joseph und Maria eine jener Meinungsverschiedenheiten, wie sie zwischen Eheleuten auftreten, ausgetragen haben mögen, und ich erkannte beschämt, wie stümperhaft wir im Garten der Ehe hausen. Selbstverständlich, daß dieser heilige Mann die ihm anvertraute Frau als Tempel des Geistes Gottes wert hielt. Welche Ströme an Kraft gehen von diesem Gedanken aus, hinein in die unseligverstörten und zerrütteten Ehen der Zeit! Die Kirche hat ihn nicht ohne Grund den großen Lehrern und Patriarchen beigestellt, ihn zum Schutzpatron der Familie ernannt. Wir tun auch gut daran, wenn wir ihn, der in den Armen seines erwachsenen Sohnes heimgegangen ist, um eine gute Sterbestunde anflehen.

Versteht ihr, warum ich ihn liebe, den Heiligen, der die ganze Bibel hindurch schweigt, dessen Schweigen jedoch beredt ist gegenüber aller eitlen, aufgeregten Geschwätzigkeit der Zeit? Wenn sie es doch wieder lernten, die vielen, die in der Gottferne verhungern, sich Vorbilder zu suchen, an denen sie gesund werden könnten! Wenn wir doch alle eine Unze solcher Heiligkeit hätten! Es wäre besser um uns bestellt.

St. Joseph wird lächeln über mich, aber ich glaube, er wird den Ruf weitertragen und ihn Frucht werden lassen, den jetzt und immer wieder ein gläubiges Herz ausstößt: „Heiliger Joseph, bitte für uns!"

Sankt Joseph

Zum Fest des Nährvaters Jesu am 19. März

Du warst ein schlichter Handwerksmann
Und hast das Größte doch getan,
Das nur dem Glaubenden gedeiht
In Einfalt und in Einfachheit.
Du fragtest nicht nach Geld und Gut.
Die Braut nahmst Du in treue Hut.
Die Weltlist schlugst Du in den Wind.
Du hegtest treu das Himmelskind
Mit steter Sorge, Lieb' und Fleiß
Nach eienm innersten Geheiß.
In Deiner Seele sonnenklar
Wird es Dir immer offenbar,
Daß Gott nur zu den Stillen spricht.
Bei den Gewaltigen ist Er nicht.
Denn die Gewaltigen sinnen Mord.
Da zogst Du nach Ägypten fort
Und bargst die Liebsten vor Gefahr.
Du tatest schlicht, was nötig war.
In Einfalt wird oft Kleines groß:
Nun hegst Du Gott in Deinem Schoß,
Der lächelnd Dir das Haupt verklärt
Mit Glorie, die ewig währt.
Du Heiliger im Himmelskleid,
Verleih' uns Deine Einfachheit
Und Deinen stillen, treuen Sinn.
So zieh'n auch wir zum Himmel hin.

Franz Schrönghamer

Kardinaele der Kirche

Von Dr. Wilhelm Sandfuchs

- Frieden in Mannhaftigkeit -

Valerio Kardinal Valeri – Präfekt der Religiosen-Kongregation

August 1944. Alliierte Landung in Südfrankreich. Das Endstadium des Zweiten Weltkriegs hat begonnen. Der Rückzug der deutschen Truppen aus Frankreich setzt ein. Verwirrung herrscht auch in Vichy, dem Sitz der Petain-Regierung. Der greise Marschall versucht vergebens, im Lande zu bleiben. Viele maßgebende Politiker und Diplomaten flüchten oder reisen ab. Das Staatsoberhaupt des Kriegs-Frankreich lehnt die Aufforderung der deutschen Besatzung ab, mit ihr den Boden Frankreichs zu verlassen. Da — fünf Tage sind inzwischen vergangen — am Morgen des 20. August holt man ihn mit Gewalt. Ein Komando beseitigt die Barrikaden vor seinen Gemächern in Vichy und dringt zu ihm ein. Es trifft nicht nur Marschall Petain an. Neben ihm stehen zwei bei der französischen Regierung beglaubigte Diplomaten. Es sind der schweizerische Gesandte Stucki und der Doyen des diplomatischen Korps, der Apostolische Nuntius Erzbischof Valerio Valeri. Bis zur letzten Minute harrten sie bei dem Staatschef aus, der dann über Belfort nach Sigmaringen transportiert und interniert wird. Für die beiden Diplomaten bedeutet jener 20. August das Ende ihrer heiklen Mission bei der Vichy-Regierung. Für den Botschafter des Friedenspapstes Pius XII., Erzbischof Valeri, stellen die turbulenten Geschehnisse jener Wochen den Abschluß vieljährigen Mittlerdienstes zwischen dem Vatikan und Frankreich dar. Der Nuntius kehrte nach Rom zurück. Es fehlte in der Hitze jener Tage nicht an Schmähungen und Verkennungen. Sie haben längst dem gerechten Urteil weichen müssen, daß der Apostolische Nuntius Valerio Valeri in ungewöhnlicher Zeit und unter den schwierigsten Umständen seiner großen Aufgabe in vollem Maße gerecht geworden ist.

Das vatikanische Staatssekretariat hätte, als es 1936 sich um einen Nachfolger für den zum Kardinalrat berufenen Pariser Nuntius Luigi Maglione umsehen mußte, kaum einen besseren Kenner der französischen Verhältnisse für diesen Posten wählen können als Erzbischof Valerio Valeri. Die kirchliche Welt kannte ihn als einen der erfahrensten und geschicktesten Diplomaten des Vatikans. Seiner Tätigkeit in der Kurie war ein Wirken als Dozent vorausgegangen. Bald hatte ihn die berufliche Laufbahn aus der Heimat nach Rom geführt. Nur die Jugend- und ersten Seminarsjahre hatte der am 7. November 1883 in Santa Fiora im Norden Roms Geborene in der heimatlichen Diözese Citta della Pieve verbracht. Dann durfte er im päpstlichen Seminario Pio im Vatikan studieren. Das Erlebnis des Anno Santo 1900, des Papstwechsels 1903, der Reformen Pius X. beeindruckten den jungen Theologen tief. In den letzten Dezembertagen 1907, dem Jahr der Anti-Modernisten-Enzyklika „Pascendi", erhielt er die Priesterweihe. Neben den philosophisch-theologischen Fächern hatten ihn Kirchenrecht und Zivilrecht interessiert. Am Seminar von Fano lehrte er dann Dogmatik, bis ihn Italiens Eintritt in den Ersten Weltkrieg in den Sanitäts- und Armeeseelsorgerdienst rief. Nach Kriegsende führte er die Studenten der päpstlichen Hochschule S. Appolinare in Rom in das Kirchenrecht ein.

1920 ging es dann vom Katheder in die Kanzleien. Es bedurfte nur einer ungewöhnlich kurzen Einführung im Staatssekretariat, um Valerio Valeri mit seinen künftigen Aufgaben vertraut zu machen. Bereits im August 1921 trat er seinen ersten Auslandsposten an. Erzbischof Bonaventura Cerettl, der in der Geschichte der Neubelebung der Beziehungen zwischen Frankreich und dem Heiligen Stuhl eine so verdienstvolle Rolle spielt, nahm ihn als Uditor (Rat) an die Nuntiatur nach Paris. Die ereignis- und oft auch spannungeladenen Jahre in der französischen Metropole wurden für den Uditor Valeri die beste diplomatische Lehrzeit. Nuntius Ceretti schenkte seinem Mitarbeiter volles Vertrauen, ebenso Cerettis Nach-

folger, Erzbischof Maglione, der spätere erste und bisher einzige Staatssekretär Pius XII.

In der Schule dieser beiden Diplomaten war Monsignore Valeri herangereift. 1927 vertraute ihm Rom den ersten selbständigen Auslandsposten an. Pius XI. ernannte ihn am 18. Oktober 1927 zum Titular-Erzbischof von Ephasus und zum Apostolischen Delegaten in Ägypten. 1929 vergrößerte der Papst den Aufgabenbereich von Erzbischof Valeri weiter dadurch, daß er auch die Delegatur für Palästina, Transjordanien und Zypern seiner Sorge übergab. Mit wahrem Apostelgeist bereiste der Delegat die verschiedenen Länder und Staaten, um auf diese Weise persönliche Verbindung mit Hirten und Herde zu gewinnen und sie in ihrer Treue zur Kirche ungeachtet aller Gefährdungen durch die andersgläubige Umwelt zu festigen.

Nach sechs Jahren versetzte man Monsignore Valeri von Kairo nach Bukarest. Sein Vorgänger, Kardinal Dolci, hatte nach mühevollen Verhandlungen ein Konkordat mit der rumänischen Regierung geschlossen. Es regelte viele Fragen, die sich nach der Bevölkerungsverschiebung der Nachkriegszeit ergeben hatten: Wie stets, so bedeutete auch in diesem Falle die Durchführung der Vereinbarung zwischen Rom und der rumänischen Regierung eine kaum geringe Aufgabe für beide Vertragspartner. Nuntius Valerio Valeri wußte die Rechte des Heiligen Stuhles zielklar darzulegen und die auftretenden Spannungen zu mildern. Dem aufblühenden kirchlichen Leben, des lateinischen wie des unierten Ritus, war er ein wirklicher Protektor.

Die schwierigste diplomatische Mission aber brachte ihm dann die ehrenvolle Berufung nach Paris. Hier die weitgespannten

Einer ....

. . . **ging über die Erde und der Friede ging mit ihm — treten wir getrost in seine heiligen Fußstapfen.**

. . . **weiß alles, was uns not tut — warum wenden wir uns nicht an ihn in allen unseren Nöten?**

. . . **bleibt uns auch dann noch, wenn uns alle anderen verlassen haben.**

. . . **weiß besser als jeder Mensch, wie bitter Leid und Schmerzen sind — denn hat er nicht Unvorstellbares für uns ertragen?**

. . . **ist uns dann am nächsten, wenn wir am Leben verzweifeln und am unglücklichsten sind.**

. . . **auf Erden weist uns den Weg, denn er ist zugleich auch unser Ziel.**

. . . **wartet auf uns, jederzeit — warum nur vergessen wir das immer wieder?**

. . . **liebt dich mehr als deine Mutter dich liebt — nun aber frage dich: W i e l i e b s t d u d i e s e n E i n e n?**

M. Martini

Ziele seiner Lehrer und Vorgänger Ceretti und Maglione weiterzuführen, war ihm ein Herzensanliegen. Bei vielen religiösen Kundgebungen, bei manchen internationalen Kongressen, bei Wallfahrten und Konferenzen richtete er sein Wort an die Versammelten. Zahlreichen Verbänden, Bewegungen und Organisationen ward er ein Ratgeber. Er verließ den französischen Posten auch dann nicht, als Krieg und Besatzung dem Botschafter des Papstes ungewöhnlich heikle Aufgaben stellten. In Vichy harrte er, wie wir sahen, bis zur zwölften Stunde aus.

Nuntiatur in Frankreich war Erzbischof Valeris letzter Auslandposten. Nach Kriegsende stellte er seine Erfahrungen dem Staatssekretariat zur Verfügung. Im Sommer 1948 wurde er dann Assessor der Kongregation für die Ostkirchen. Seine langjährigen Erfahrungen, die er als Delegat an Ort und Stelle gewonnen hatte, kamen ihm hierzu ebenso zugute wie sein aus echter Hirtensorge gewachsenes Einfühlungsvermögen in die Welt der unierten Riten. Hervorragende Verdienste erwarb sich der einstige Nuntius dann 1940–50 bei der Vorbereitung und Durchführung des Heiligen Jahres. Als Präsident des Zentralkomitees für das Anno Santo oblag ihm die Leitung die Gesamt-Organisation der weltweiten Veranstaltungen des letzten Jubiläums-Jahres, in dem über drei Millionen Katholiken aus allen Ländern und Kontinenten nach Rom gekommen sind. Vielen Teilnehmern der Kongresse, Empfänge, Kundgebungen wird die schmächtige, kleine aber von sprühendem Geist und tiefer Frömmigkeit erfüllte Gestalt Erzbischof Valeris unvergeßlich bleiben. Der Präsident des Anno-Santo-Komitees erfüllte seine tausendfältigen

Pflichten in der Gesinnung, die er einmal so ausgesprochen hat: „Es war von jeher die Aufgabe Roms, die Geschöpfe zu den Ursprüngen des Seins zurückzuführen, sie an das Wort Gottes zu binden, um sie durch Christus wieder mit den Brüdern zu vereinen." In Erfüllung dieser Aufgabe in unserer Zeit widmete Erzbischof Valeri während des Heiligen Jahres hindurch seine Erfahrungen und seine Kraft der Begegnung der Nationen und Völker in der Stadt des Ewigen Petrus.

Im Heiligen Jahr 1950 war der einstige Nuntius wieder vor allem anderen Seelsorger geworden. Der Erneuerung der Seelsorge dient auch seine jetzige Tätigkeit, die ihm nach der Berufung in das Kardinals-Kollegium im Januar 1953 anvertraut wurde: die Leitung der Religiosen-Kongregation. All die Fragen, welche die verschiedenen internationalen Ordenskongresse der letzten Jahre aufgezeigt haben, gilt es nun einer Lösung zuzuführen: die Verbindung von Tradition und Gegenwartsaufgabe, die Anpassung der Ordensregeln an die Aufgaben der Stunde, die Zusammenarbeit der einzelnen Orden und Kongregationen. Kardinal Valeri, der erfahrene Diplomat, bewährte Organisator und fromme Priester, ist in besonderer Weise für diese wichtige Aufgabe berufen.

- Gerechtigkeit und Frieden -

Gregor Petrus XV. Kardinal Agagianian

Patriarch der Armenier

In Tiflis, dem viel umstrittenen Handelszentrum an der Scheide zwischen Abendland, und Morgenland, besuchten in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende zwei junge Kauchasier die Priesterseminare der Stadt. Beide stammten aus ärmlichen Verhältnissen. Beide waren ungewöhnlich begabt. Beide sollten später führende Stellungen einnehmen. Der Ältere, Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili oblag seinen Studien orthodoxen Seminar, aus dem man ihn 1897 wegen revolutionärer Agitation ausschloß. Der Jüngere, Lazarus Agagianian,, trat wenige Jahre später in das römisch-katholische Seminar ein. Aus dem Seminaristen Dschugaschwili wurde Stalin, der Machthaber des russischen 200-Millionenvolkes und Führer der kommunistischen Weltrevolution. In Lazarus Agagianian wuchs ein Wegbereiter der kirchlichen Einheit und Kardinal der römischen Kirche heran.

Der Landsmann Stalins im Heiligen Kollegium, Lazarus Agagianian, kam am 18. September 1895 in Akhaltzikhe bei Tiflis zur Welt. Dem Heimatpfarrer Sergio Der-Abrahamian fiel schon früh die außerordentliche Begabung und echte Frömmigkeit des Jungen auf. Um dem aufgeweckten Buben eine besonders vorzügliche Ausbildung zu sichern, verschaffte er ihm einen Platz im Päpstlichen Propaganda-Kolleg in Rom. Im Alter von elf Jahren verließ Lazarus Agagianian 1906 seine kaukasische Heimat. In einem Jahrzehnt eifriger Studien bereitete er sich auf das Priestertum vor. Am 23. Dezember des gleichen Schicksalsjahres 1917, in dem in Rußland die bolschewistische Revolution den Sieg davon trug und in dem der einstige Seminarist Stalin Mitglied des Politbüros in Moskau wurde, erhielt sein jüngerer Landsmann Agagianian in der Kirche des römischen Propaganda-Kollegs die Priesterweihe. In der Heiligen Nacht des russischen Revolutionsjahres 1917 las der Neupriester aus Akhaltzikhe im Gotteshaus der Armenier in Rom, in San Nicola da Tolentino, sein erstes heiliges Meßopfer.

Noch stand Tiflis nicht unter der Herrschaft der Bolschiwiki. Dem jungen Neupriester war es deshalb möglich, in seine Heimat zurückzukehren. Agagianian, der sich in Rom den dreifachen Doktor in Theologie, Philosophie und kirchlichem Recht erworben hatte, wurde 24jährig, Kurat in Tiflis. Zwei Jahre hindurch wirkte er unter seinen armenischen Landsleuten. Zwei Jahre hindurch verfolgte er aus nächster Nähe die Ausbreitung der bolschewistischen Macht auf immer weitere Länder Rußlands und gleichzeitig den blutigen Kampf der Revolutionäre gegen das Christentum. Im Jahre 1921, in dem auch Tiflis von den Bolschewisten erobert wurde, berief man Agagianian nach Rom zurück. Sein früherer Heimatpfarrer Der-Abrahamian war dort Rektor des Päpstlichen Armenischen Kollegs. Er veranlaßte, daß sein einstiges Pfarrkind nun Vize-Rektor des für den armenischen Priesternachwuchs so

wichtigen Instituts wurde.

Als der Heilige Vater Monsignore Der-Abrahamian mit neuen Aufgaben betraute, ernannte er nach wenigen Jahren Agagianian zum Rektor des Pontificio Collegio Armeneo. Gleichzeitig wirkte der russische Gelehrte auch als Dogmatik-Professor am Propaganda-Kolleg. Daß er neben den klassischen Sprachen russisch, englisch französisch und italienisch beherrschte, erleichterte ihm seine vielfachen Aufgaben, die ihm durch Herkunft und Ausbildung mehr und mehr zufielen. Sie gipfelten von Anfang an in dem einen, wichtigen Anliegen: Brükken zwischen den Christen des Abend- und Morgenlandes zu schlagen um dadurch der so notwendigen, von Christus geforderten Einheit des Glaubens den Weg zu bereiten.

Daß diese Einheit keineswegs eine Gleichförmigkeit in den Riten und Gebräuchen bedeutet, dafür zeugt gerade das Wirken Agagianians. Schon der selige Papst Pius X. hatte einst von dem jungen Studenten gesagt, daß er später zu hohen Würden kommen werde. Unter dem elften Pius-Papst ging diese Verheißung in Erfüllung. Er ernannte den Rektor des Armenischen Instituts zum Titular-Bischof von Comana di Armenia und zum Apostolischen Administrator von Bzommar (Libanon). Am 21. Juli 1936 erhielt Msgr. Agagianian aus den Händen seines früheren Pfarrers und Vorgängers, Bischof Sergio Der-Abrahamian, die bischöfliche Weihe — in der gleichen Kirche San Nicola da Tolentino, in der er einst sein Erstlingsopfer gefeiert hatte. Der apostolische Administrator erfüllte seine Mission unter den Armeniern im Libanon zu aller Zufriedenheit. 1937 wählten ihn die Bischöfe der armenisch-katholischen Hierarchie auf der Synode von Beirut im ersten Wahlgang zu ihrem Patriarchen. Seitdem nennt sich der Kirchenfürst Petrus XV. Agagianian.

Die mit Rom unierten armenischen Christen des cilicischen Patriarchats leben inmitten einer meist mohammedanischen Umwelt und inmitten zahlreicher Orthodoxen. Ihre Seelsorge erfordert deshalb ganz besondere Sorgfalt. Gregor Peter XV. Patriarch Agagianian entfaltete von seiner Residenz in Bzommar (bei Beirut) aus eine segensreiche Tätigkeit. Seine erste Sorge galt dem Nachwuchs an Geistlichen und der Errichtung eines Priesterseminars in Beirut. Seine Bemühungen galten jedoch von Anfang an nicht nur den Landsleuten in Libanon. Sie erstreckten sich vielmehr auf alle armenischen Christen, wo immer sie auch nach der Emigration aus der Heimat eine neue Zuflucht gefunden haben. Ihm ist es z. B. zu danken, daß die armenischen Emigranten in Amman (Jordan) durch Spenden von zweitausend Wohltätern in Amerika im Mai 1952 eine neue Kirche des heimatlichen Ritus erhielten. Oft weilte Patriarch Agagianian im armenischen Kolleg in Rom. Immer wieder führen ihn weite Reisen in andere Länder. Er kennt Ägypten und den Irak so gut wie Palästina und Frankreich. 1951-52 waren Kanada und die Vereinigten Staaten seine Ziele. Während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in den U.S.A. verliehen ihm neben anderen Hochschulen die Fordham-Universität und das Boston-College Ehrendoktorate. Wo sich ihm Gelegenheit bot — bei den von ihm häufig veranstalteten Pressekonferenzen, beim Besuch maßgebender Politiker, vor Studenten, auf den Kanzeln der Kathedralen — überall ergriff er das Wort, um über die Nöte seines Volkes, über die Pflicht zur Abwehr des bolschewistischen Gottlosentums durch die christliche Tat und über die Notwendigkeit der Einigung der Christenheit in Ost und West zu sprechen. „Wir müssen die religiöse Blutarmut überwinden und der Welt von heute moralische Kraft und Einheit bringen", erklärte er in Los Angeles.

Gerade diesen Aufgaben widmet sich der Patriarch der Armenier mit dem Einsatz seiner starken Persönlichkeit und seiner ganzen Kräfte. Seine Erhebung zum Kardinal am 18. Februar 1946 machte der Welt deutlich, welch wichtige Mittlerstellung diesem fähigen Sachwalter der Anliegen der orientalischen Kirchen zukommt. „Gerechtigkeit und Friede" lautet sein Wahlspruch. In diesem Zeichen wirkt Kardinal Agagianian in seinem Patriarchat wie am Sitz der Weltkirche, in der Seelsorge wie in der kirchlichen Verwaltung. Leben und Wirken dieses Prälaten zeigen die Wahrheit jener 1917 gesprochenen Worte Benedikt XV., daß „die Kirche Christi nicht lateinisch, nicht griechisch, nicht slawisch, sondern katholisch ist."

Die eine Seele dem einem Gott!

Die Eine nur dem Einen!
Ich mach sie ganz zur Seinen.
Er soll allein sie haben
mit allen ihren Gaben,
mit ihrer ganzen Liebe,
mit jedem ihrer Triebe,
mit ihres Wollens Stärke,
mit jedem ihrer Werke,
mit ihren hellen Freuden,
mit ihren stillen Leiden
mit ihrem harten Ringen,
mit ihrem frommen Singen,
mit allem ihrem Streben,
mit ihrem ganzen Leben —
die Eine ganz ward Seine,
ihr einzig Glück: Der Eine!

Alois Weber O.M.I. +

Papst Pius XII und der Weltfriede

Anfangs März jähren sich zum 17. Male die Tage, da unser gegenwärtiger Heiliger Vater, Papst Pius XII., gewählt und zum Oberhaupt der Kirche gekrönt wurde. Pius XII. wird sicher einmal in die Geschichte als der große Friedenspapst eingehen und alle Anschuldigungen der gottlosen Bolschewisten, die ihn als „Kriegshetzer" und „Imperialisten" verleumden, werden daran nichts ändern. Wir lassen nachstehend zum Papstsonntag eigene Worte Pius XII. folgen, die seine fortwährenden Friedensbemühungen für jeden Beurteiler dokumentarisch beweisen.

„Vor allem liegt die eigentliche Wurzel der übel, die in der modernen Gesellschaft zu beklagen sind, in der Leugnung und Ablehnung eines allgemein gültigen Sittengesetzes für das Leben des einzelnen und des Gesellschaftsleben, wie für die Beziehungen der Staaten untereinander: es herrscht heute, weithin Verkennung oder geradezu Vergessen eines natürlichen Sittengesetzes. Dieses natürliche Gesetz beruht auf Gott als seinem Fundament. Er ist der allmächtige Schöpfer und der Vater aller, ihr höchster und unabhängiger Gesetzgeber, der allwissende und gerechte Vergelter der menschlichen Handlungen."

Pius XII., „Summi Pontificatus", 2. Okt. 1939

*

„Wenn einmal die Menschen umkehren und wieder die Süßigkeit der Liebe Christi verkosten und in ihr ausruhen werden, dann wird endlich in der Welt die strahlende Sonne des Friedens aufgehen. An die Stelle aufreizender Wutausbrüche wird dann die ruhigdenkende Vernunft treten. An die Stelle gefährlicher Erregung der Gemüter vertrauende Ruhe und Abgeklärtheit der Geister. Man wird wieder zurückfinden zu wechselseitigen freundschaftlichen Abmachungen, in denen die gerechten Interessen aller Parteien nach Billigkeit wohlwollend abgewogen und gewertet werden, zu Abmachungen, bei denen man um des höheren Wohles der Menschheitsfamilie willen auch nicht zurückschreckt vor Opfern, und wo der gute Wille und die beispielhafte Treue zum gegebenen Wort beherrschend über allem steht."

Pius XII., Osteransprache 1939

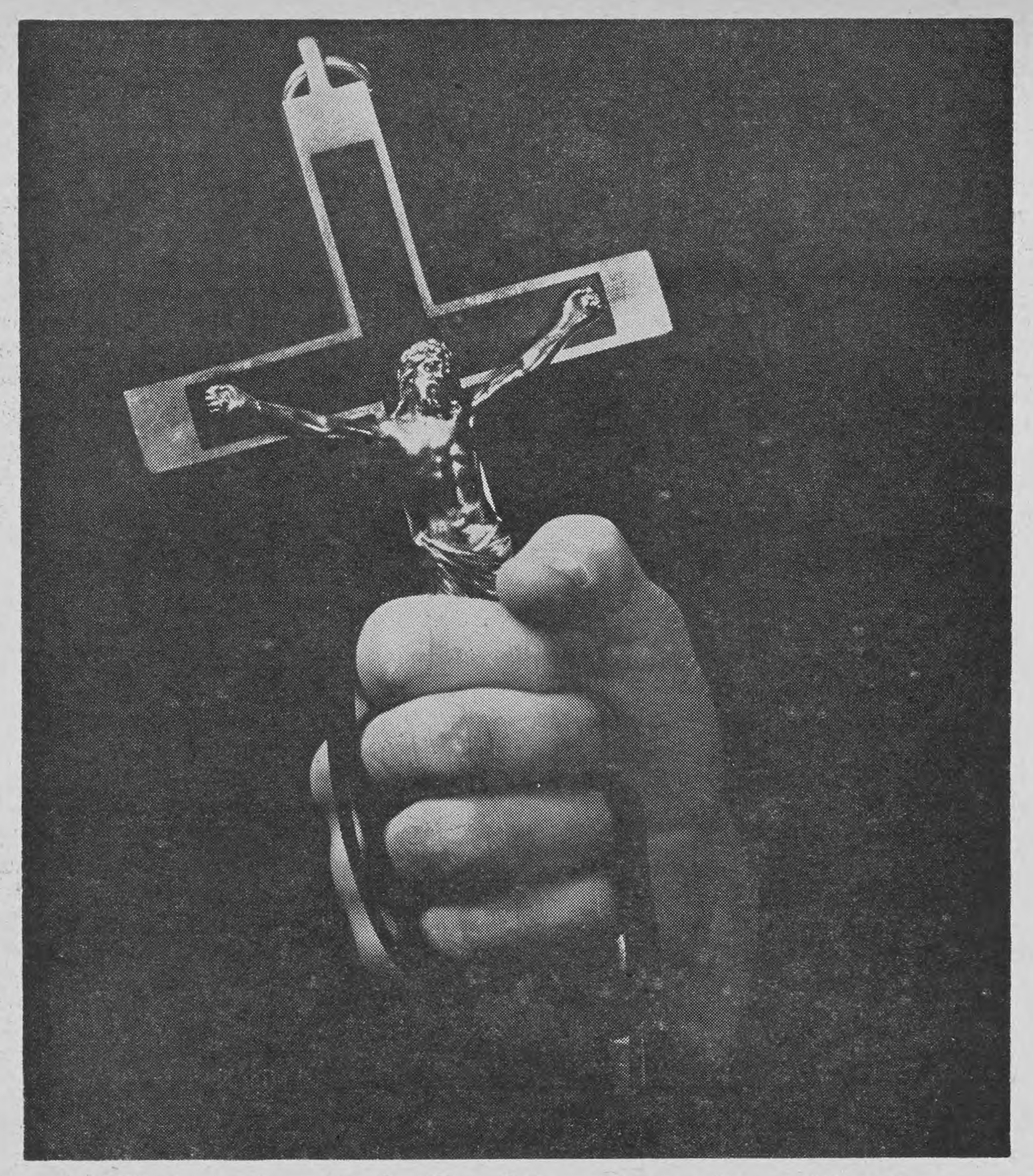
Grundvoraussetzungen: Die Sicherung des Rechtes auf Leben und Unabhängigkeit für die Völker – Einstellung des Rüstungswettrennens – Gründung von internationalen Rechtsanstalten für die Durchführung der Verträge – Erfüllung der wahren Bedürfnisse und gerechten Forderungen der Staaten, Völker und völkischen Minderheiten. „Aber auch die besten und vollständigsten Regelungen werden unvollkommen und zu schließlichem Mißerfolg verurteilt sein, wenn die Leiter der Geschicke der Völker und diese selbst sich nicht immer mehr von jenem Geiste durchdringen lassen, von dem allein der tote Buchstabe der Paragraphen internationaler Verträge Leben, Autorität und verpflichtende Kraft erhält: nämlich vom Geist eines tiefinnerlichen Verantwortungsgefühls, das die menschlichen Satzungen nach den heiligen und unerschütterlichen Grundsätzen des göttlichen Rechts bemißt und wägt."

Pius XII., Weihnachtsbotschaft 1939

*

„Kein Materialismus war je ein geeigneter Weg zum Frieden, da dieser vor allem eine Geisteshaltung ist und erst in zweiter Linie ein ausgeklügeltes Gleichgewicht äußerer Kräfte. Es ist also ein Grundirrtum, den Frieden dem modernen Materialismus anzuvertrauen, der den Menschen in seiner Wurzel verdirbt und sein persönliches wie geistiges Leben erstickt . . . . Die augenblickliche Lage wird keine Wendung zum Besseren nehmen, wenn nicht alle Völker die gemeinsamen geistigen und sittlichen Ziele der Menschheit anerkennen, wenn sie sich nicht bemühen, sie zu verwirklichen . . . All dieses kann geschafft werden, ja muß vordringlich verwirklicht werden in Europa, durch die kontinentale Einigung seiner Völker, die zwar unter sich verschieden sind, aber geographisch und geschichtlich zusammenhängen . . . Warum noch zögern? Das Ziel ist klar, die Nöte der Völker liegen vor aller Augen . . . Zur Tat drängt vor allem die gefahrdrohende Stunde, in der Europa sorgenvoll steht: Für Europa gibt es keine Sicherheit ohne Wagnis. Wer unbedingte Sicherheit verlangt, beweißt nicht den guten Willen zu Europa."

Pius XII., Weihnachtsbotschaft 1953



Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria

von Nikolaus Kowalsky O.M.J.

Als Eugen von Mazenod im Jahre 1826 Leo XII. um die Erlaubnis bat, seiner jungen Genossenschaft den Namen „Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria" geben zu dürfen, wußte er wohl nicht, daß er eine außergewöhnliche Bitte vorbrachte. Das Dogma der Unbefleckten Empfängnis war noch nicht verkündet, und die Kirche in ihrer in Jahrhunderten gereiften Weisheit hütete sich, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen.

Noch bestand keine vom Heiligen Stuhl gutgeheißene Ordensfamilie unter diesem Titel. Die wenigen Kirchen, die die Allerreinste zur Patronin erwählt hatten, begnügten sich mit dem Namen „Mariä Empfängnis". So haben die Oblaten das stolze Vorrecht, die ersten gewesen zu sein, die mit

päpstlicher Billigung den Namen der Unbefleckten Jungfrau Maria führten. Mit Jubel verkündigte der Stifter seinen Söhnen: „Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, das ist Brief und Siegel für den Himmel.“ Es ist aber auch ein Programm für Zeit und Ewigkeit. In Deutschland werden die Oblaten nach ihrem Mutterhaus in Hünfeld bei Fulda auch kurz „Hünfelder Oblaten genannt.

Maria ist die vollkommenste Erlöste, das einzige unter den Kindern Adams, das auch keinen Augenblick seines Daseins unter der Herrschaft Satans stand. In Voraussicht des Erlösungstodes ihres göttlichen Sohnes hat der himmlische Vater ihre Seele im Stande der heiligmachenden Gnade geschaffen. Ihr ganzes Leben war Bereischaft, den Willen Gottes zu erfüllen bis zu dem ewig denkwürdigen Tage, der die Wende der Menschheitsgeschichte brachte, an dem Maria dem Verkündigungsengel erklärte: „Siehe ich bin die Magd des Herrn.“ Von dem Tage der Verkündigung an war ihr Leben Bereitschaft, an dem Werke der Erlösung mitzuwirken. Bereitschaft, die da wußte, was von ihr gefordert wurde; denn bei der Darstellung im Tempel hatte ihr der greise Simeon verkündigt: „Und auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“

Durch die Gelübde wird der junge Mensch zum Oblaten, zum „Gottgeweihten“. Feierlich erklärt er im Angesich der Kirche seine Bereitschaft, sein ganzes Leben, seine ganze Person mit allen ihren Fähigkeiten und Kräften Gott zu schenken. Feierlich erklärt er sich bereit, sein ganzes Leben zu einem Gottesdienst unter dem besonderen Schutz der Unbefleckten Jungfrau Maria zu gestalten.

Bereitschaft zum Dienste Gottes bedeutet für uns sündgeborene Menschen Kampf mit der Sünde. Bei Maria, der Unbefleckt Empfangenen, gab es keinen Kampf der Sinne und des Willens gegen die gotterleuchtete Einsicht. Die Bereitschaft Mariens bestand in der bedingungslosen Unterwerfung ihres Verstandes unter den Willen Gottes. Bei uns armen Menschen aber, die wir in der Erbsünde geboren sind, bedeutet die Unterwerfung des Verstandes unter Gottes Willen den ständigen Kampf gegen die Habsucht, die Fleischeslust und die Sucht nach Unabhängigkeit.

Die Ordensgelübde sind so eine feierliche Kampfansage an die durch die Erbsünde ungeordneten Triebe der menschlichen Seele. Bereitschaft zum Dienste Gottes ist ein Kampf mit der Sünde in uns, aber es ist zugleich noch viel mehr. Nicht nur die sündhaften Triebe sollen zurückgedämmt und bekämpft werden, sondern die ihnen entgegengesetzten Tugenden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams müssen gepflegt und gefördert werden, bis sie uns zur zweiten Natur geworden sind.

Erst der gereifte und erprobte Ordensmann ist berufen, mitzuwirken am Werke der Erlösung. Wo der Oblate auch eingesetzt ist, immer steht er im Kampfe mit der Sünde. Am sinnfälligsten wird dieser Kampf im Beichtstuhl, wo er die Sünder mit Gott versöhnt, und in den Heidenmissionen, wo unsterbliche Seelen im Wasser der Taufe für Gott wiedergeboren werden.

Im Kampf mit der Sünde in sich und in seiner Umwelt erfährt der Oblate die Versuchung aller guter Priester, die da glauben, daß Gott ihnen ihrer Sünden willen den Erfolg versage. Im Kampf mit der Sünde in sich und in seiner Umwelt schaut er immer wieder auf zu seiner Unbefleckten Mutter, und immer wieder betrachtet er das Wort Mariens an die Diener bei der Hochzeit in Kana: „Alles, was er euch sagen wird, das tuet!“ So wird er demütig und zuversichtlich und erwartet den Erfolg nicht mehr von seinem Können und seiner Arbeit, sondern einzig und allein von Gottes Gnade. Sein ganzes Leben wird geläutert und geklärt zur Bereitschaft im Dienste Gottes. Maria die Unbefleckte, die im Glanze aller Tugenden erstrahlt, ist ihm Vorbild, zu ihr will er die ihm anvertrauten Seelen führen.

Aus dem Kämpfer mit der Sünde wird der Baumeister des Gottesreiches. Die Kirche ist das Senfkörnlein, das zum Baume wird. Dem Missionar — und jeder Oblate ist Missionar — ist dieses Senfkörnlein anvertraut. Er muß es pflanzen, hüten und hegen, bis es zum Baume herangewachsen ist. Weil wir Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria sind, deshalb sind wir die Vorposten der Kirche in den schwierigsten Missionen.

Weil Mariengeist Apostelgeist ist, den es zum Kampf mit der Sünde und zum Aufbau des Gottesreiches drängt, haben die Oblaten den Marianischen Missionsverein gegründet. der Marianische Missionsverein wirkt hier in der Breite; denn in ihm sind die Verehrer Mariens aufgerufen, mit den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria für Gott an der Rettung unsterblicher Seelen zu arbeiten.

Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria sein heißt bereit sein, unter dem Banner der Unbefleckten die Schlachten Gottes zu schlagen, heißt bereit sein, die Grenzpfähle des Gottesreiches weiterzustecken, heißt bereit sein, mitzubauen am himmlischen Jerusalem. Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria sein heißt bereit sein, das großartige Programm zu erfüllen, das der Stifter seinen Söhnen im Vorwort der Regel vorgezeichnet hat: „Alles muß gewagt werden, um das Reich Gottes auszubreiten, das Reich des Satans zu zerstören!“

Gottes Muehlen

von H. W. Kappler



Langsam schloß Jens Brune die Tür. Der hinter dem weißgescheuerten Tisch sitzende Bürgermeister legte nachdenklich ein Aktenbündel zur Seite. — „Hol über, Jens“, brummte er, und das bedeutete soviel wie eine Aufforderung zum Platznehmen und Reden zugleich. „Was willst du bei mir?“

„Es ist wegen der Grenze.“

Sven Rudder runzelte ärgerlich die Stirn.

„Warum kannst du dich nicht mit dem alten Giersüper vertragen? Unter Nachbarn sollte es keinen Streit geben!“

„Ich streite nicht gern, das weißt du, Rudder. Ich bin jung und stark, der Giersüper dagegen ein wackliger Zwerg. Aber — er rückt die Grenze von Monat zu Monat näher an unser Haus heran! Das geht nicht mehr so weiter, Rudder!“

„Ich gebe dir wohl recht, mein Junge. Was sollen wir tun? Kann ich vielleicht die richtige Grenze aus dem Sand hervorzaubern?“

„Die richtige Grenze werden wir wohl nie finden“, warf Jens Brune bedrückt ein. „Darauf hoffe ich nicht. Die vor zwanzig Jahren gesetzten Grenzsteine sind von der wandernden Düne verdeckt worden. Ich meine, es muß deshalb jetzt eine neue Grenze festgelegt werden, die ungefähr der alten entspricht.“

„Das ist einfacher gesagt als getan. Nur zwei Menschen kennen diese Grenzen genau: Dein Vater und — der alte Giersüper.“

„Wenn also nur die Aussagen meines Nachbarn maßgebend sind, so kann mir nicht geholfen werden“, sprach Jens Brune bitter. „Drüben, neben dem Flet, da steht der Grenzstein am Landinneren Ende meines Besitzes. Von ihm aus müßte man sich eine gerade Linie zur großen Düne denken, unter der — wie die Leute sagen — der seewärtige Grenzstein auch heute noch zu finden wäre.“

„Wir können aber unmöglich die ganze Düne wegschaufeln. Vielleicht kommt der Stein in zehn oder zwanzig Jahren wieder zum Vorschein, wenn die Düne weitergewandert ist. Die gerade Linie, die wir uns nach deinem Vorschlag vom Flet zur Düne denken sollen, kann ebensogut an deinem wie auch an des Giersüpers Haus dicht vorbeiführen. Die Düne ist fast dreihundert Meter lang!“

Jens Brune erhob sich entschlossen.

„So gibt es wohl nur einen Weg: Giersüper muß schwören. Er ist der einzige, der die Grenze trotz der Düne genau bestimmen kann. Mein Vater ist bekanntlich seit zwanzig Jahren tot, ich bin damals in der Stadt zur Schule gegangen, bis der Altknecht starb. Übrigens — wie war das doch damals mit meinem Vater?“

„Tja — da weiß man nichts Genaues, mein Jung“, murmelte Sven Rudder. „Er soll zu seinem Kutter gegangen sein, aber

bis dahin ist er wohl nicht gekommen, die anderen hätten ihn sonst sehen müssen. Und seitdem ist er verschollen, wie vom Erdboden verschwunden."

„Hat mein Vater jemals — Feinde im Dorf gehabt?" forschte Jens Brune.

„Nein, ich weiß nichts davon. Das heißt — mit dem Giersüper hat er sich wohl schon immer nicht so recht vertragen." — —

Schwer atmend stampften die Vermessungsbeamten durch den feinen, vor dem Winde leise singenden Sand der großen Düne. Allen voran Jens Brune mit dem alten Bürgermeister Sven Rudder, als letzter folgte der hagere Giersüper.

„Dreißig Meter nach rechts!" rief dieser keuchend, als sich Jens Brune ostwärts wenden wollte.

Endlich war das Ziel erreicht.

Giersüper redete eifrig auf die Beamten ein, kletterte darauf einen steil angewehten Hang hinauf und stand schließlich oben auf dem scharfgezogenen Rücken der neuen Düne, die sich durch ihr Weiterwandern aus der alten gebildet hatte.

„Hier unten muß der Grenzstein stehen! Ich hab's ja schon immer gesagt: Fünf Meter von Brunes Haus geht die Grenze vorbei!"

„Das kann nicht wahr sein!" warf Jens erregt ein. „Meine Mutter erinnert sich noch genau, daß —"

„Nichts da!" lachte der Giersüper von seinem erhöhten Standort herab. „Ich weiß es besser. Hier ist's!"

„Und du kannst das jederzeit beschwören?" fragte Sven Rudder.

Mit jähem Ruck fuhr die Hand des alten Giersüpe hoch.

„Jawohl!" übertönte seine Stimme kreischend das Heulen des Sturmes.

„Das kann ich — das kann — ich."

Warum stockte plötzlich die Stimme des Mannes? Warum wurde sein Blick mit einem Male so starr und sein Gesicht fahl und gelb? Warum stierte Giersüpe unentwegt vor sich in den Sand. Warum —

Zwei, drei Schritte vor Giersüper, aus einer Sandmulde, die sein Stiefel getreten und von deren Rändern der Sand herabgerieselt war, um vom Winde davongetragen zu werden: Aus dieser Mulde reckten sich die dürren Finger einer Totenhand anklagend gen Himmel!

Glied um Glied wurde vom Winde wie in emsigem Spiel freigelegt. Es schien, als wachse die Hand aus der Düne empor und drohte hinauf zu dem, der wankend wie über einem Mahnmal stand.

Die Vermessungsbeamten waren die ersten, die schweigend nach den Schaufeln griffen.

Man legte einen Toten frei, den die Düne seit zwanzig Jahren verborgen gehalten hatt.

Es war der Vater Jens Brunes.

Einer der Beamten zog ein Messer aus dem Rücken des Toten.

Entblößten Hauptes, keines Wortes mächtig, standen die Männer.

Sven Rudder fand sich zuerst wieder.

„Wo ist Giersüper?" fragte er, um sich blickend.

Der alte Giersüper war verschwunden. Niemand hatte mehr auf ihn geachtet.

Als man den Vater Jens Brunes in die kleine Dorfkirche trug, fand man zur gleichen Zeit Giersüper in dessen Netzkammer erhängt auf.

Die große Düne hatte ein Geheimnis gehütet um mehr als zwanzig Jahre. Zu der Stunde aber, da der Mörder einen Meineid auf den Lippen trug, ließ sie den Sand von der Hand des Toten rieseln — Anklage und Mahnung zugleich.

Auf der Düne aber singt der Sand leise vor dem Wind seine urewige Melodie . . .

Jetzt aber sage ich: Gewiß, vergleiche dich in deinem religiösen Leben nur mit der Biene. Denn dieses kleine Tier hat gegen seine Krankheiten nur ein Mittel. Es strebt nach der Sonne und sucht Heilung in ihrem Licht und in ihrer Wärme. So wollen auch wir nach unserer gekreuzigten Sonne streben und zu ihr sprechen: O schöne Sonne meines Herzens, die du alles belebst mit den Strahlen deiner Liebe, sieh auch mich hier in deinem Lichte, den Tod im Herzen, und nichts kann mich retten als die lebenspendende Wärme deiner Liebe, mein Jesus, mein Herr und Gott! Und siehe, in dieser Wärme wird der Tod selbst dir Leben. Jesus, unser Herz und das Herz unseres Herzens, wird in Liebe über dich wachen. Bleibe im Frieden, und trage Jesus im Herzen, auf daß du mehr und mehr einzig sein Eigen wirst.

Hl. Franz von Sales

Der weisse Dämon

Eine Erzählung aus der Arktis

von Consilia Maria Lakotta

Pater Stefan konnte sich nicht recht erinnern, wann er das Verhängnis zuerst bemerkte. Alles schien weiterzugehen wie zuvor. Aber vielleicht hatte auch nur dieser unendlich schwere, graue Arktiswinter seinen Blick getrübt für die Gemeinde des Tuskistammes. In der weißen Eintönigkeit lag etwas Einschläferndes von hypnotischer Kraft.

War denn nicht viel erreicht dadurch, daß er die unruhigen Nomaden seßhaft gemacht hatte? Ein ganzes Igludorf war rings um die hölzerne Missionskirche entstanden. Ja, diese Kirche, St. Raphael geweiht, war sein ganzer Stolz. Vor zwanzig Jahren hatte eine Hundeschlittenkarawane finnisches Holz für sie herbeigeschafft.

Doch nun war Ferro, der Tuskihäuptling, bei ihm gewesen, jener, der dazumal mit seinem Übertritt den ganzen Stamm zur Annahme des Christentums bewog. Zögernd war er in die Blockhütte des Pater Stefan getreten und hatte nach europäischer Sitte seinen Kopf vom Pelzwerk entblößt, so daß sein tranglänzendes schwarzes Haar wie ein Rattenfell schimmerte im Lampenschein. Dann hatte er sich steif vor dem Kreuz im Winkel verneigt und das furchtbare Wort gesagt:

„Väterchen Stefan — die Lemminge wandern.“

Allerdings war Pater Stefan nicht die ganze Schwere dieses Ausspruches sogleich aufgegangen. Er wußte aus Erfahrung, daß es das Glück der Eskimos ausmacht, wenn ein guter Lemmingsommer gewesen war. Diese kleinen Mäuse hatten in endlosen Scharen sich vermehrt, und alles krimmelte und wimmelte von ihnen. Und wo viele Lemminge sind, da bekommen Fuchs und Zobel pralle Bäuche und langhaarige Felle. Und viele Felle bringen guten Handel und geben einen fetten Winter ohne Hungersnot. Es war ein glücklicher Sommer gewesen, und den ganzen Winter über hatte man prahlend in den Iglus von ihnen erzählt.

Nun aber wanderten die Lemminge. Es wäre nicht so schlimm gewesen, hätte sie nur der hier übliche Nomadentrieb jeglicher Kreatur befallen. Aber mit ihrer Wanderung verband sich eine gräßliche Vorstellung: der weiße Dämon jagte sie voran. Das Kreuz hatte seine Macht nicht brechen können. Von Kindesbeinen an wußten die Eskimos dies: wenn die Lemminge wandern, so ziehen sie in unübersehbaren Scharen zum Eismeer, stürzen sich hinein und ertrinken, und Füchse, Marder und jegliches Getier wanderten hinter ihnen drein, Habichte und Wölfe, vom gleichen Hang getrieben, selbst die Hunde der Nordleute und — was schlimmer war, am Ende auch die Menschen. Wie ein Todesrausch ergriff es alle Lebewesen. Sie brachen dann auf mit Mann und Weib und Kind und Renntieren, den Lemmingen nach.

Pater Stefan wußte aus den Erzählungen erfahrener Missionare, daß nichts die Besessenen retten konnte von ihrem Wahn; aber man war nicht sicher, ob hier dämonische Mächte oder nur Krankheit am Werke waren. Vielleicht griff ein unheimliches Virus, gleich der Tollwut, vom Tier zum Menschen über: Pater Stefan hielt sich mit seinem letzten Schluß zurück. Doch hoffte er, daß das Delirium des Todesrausches die christlichen Tuski nicht befallen werde.

Von Unrast getrieben, trat er zur nächtlichen Stunde vor seine Blockhütte, noch lagen die Iglus reglos, nichts rührte sich. Aber durch die Mondnacht der Arktis kam ein leises, vielstimmiges Piepen und Rascheln näher und näher, welches ihm das Blut frieren machte. Die Lemminge! Nun sah er mit eigenen Augen: sie hatten, wie alle Kreaturen im Polargebiet, während der Winterzeit vom Herrgott ein weißes Fell erhalten und wanderten nun in Scharen über den bläulich schimmernden Schnee. Der letzte Lemmingzug war vor rund fünfzig Jahren gewesen, und zwanzig Jahre „erst“ weilte Pater Stefan bei seinen Tuskis. Beklommen starrte er auf das seltsame Schauspiel. Plötzlich fuhr er zusammen, weil der Schnee hinter ihm knirschte.

Da stand Aika, die Frau des Häuptlings Ferro, die er als einzige aus seinen vielen Weibern behalten hatte, als das Christentum ihm die Einehe gebot.

„Väterchen“, sagte die schöne Aika jetzt, „ich komme, dich zu warnen. Du siehst, was vorgeht. Unsere Hunde werden bereits unruhig und wollen den Lemmingen nach. Hier und da packt heimlich ein Tuski sein Zelt zusammen. Es ist Zeit für Väterchen Stefan, sich zu den anderen Patres zurückzuziehen.“

Der Pater sah die Frau an. Redete sie im Fieber? Aber dieser Menschenschlag wurde selten von Krankheiten befallen. Stur sah sie ihn aus achatschwarzen Augen an, die schräg über den hohen Wangenknochen standen. „Sulika hat bereits ihr neugeborenes Mädchen ausgesetzt, um die Lemminge zu bewegen, umzukehren. Am Morgen war nur noch ein Häuflein Knöchelchen an der Stelle, wo sie es hinlegte, und die Lemminge wandern weiter."

„Aika!" rief der Pater entsetzt, „aber das ist doch Wahnsinn, heller Wahnsinn! Das arme Kind! Es war nicht einmal getauft!" Aika wiegte den Kopf, und ihr asiatisches Gesicht war eine lederne Maske. Würde er je die Geheimnisse dieser rätselvollen Seelen ergründen? Schaudernd empfand er die Fremdheit dieser Rasse — und doch — Brüder und Schwestern Christi.

„Aika hat Väterchen Stefan gewarnt, er muß hören, wenn er nicht zugrunde gehen will", sagte die Tuskifrau und wandte sich um und ging langsam ihrem Wohnbau zu, dieser weißen Schneeburg. Es fiel dem Pater ein, daß sie jenes breite grüne Wolltuch um die Schultern gelegt hatte, das er ihr vor zwanzig Jahren zur Freundschaftsbesiegelung geschenkt hatte und das sie wohl heute noch mehr schätzte als das Christentum; ein Tuch, grün wie das Land jenseits der Arktis, grün und warm!

Pater Stefan ging nicht zur Blockhütte zurück, die ja Pfarrhaus, Hospital und Schule in einem war, sondern zu seiner kleinen Holzkirche. Vor dem Altar warf er sich auf die Knie. Aus Norwegen hatte er einst als Stiftung die wundersam geschnitzte Figur des großen Erzengels erhalten, der in seiner Rechten einen gefesselten Dämon an der Kette hielt, in der Linken aber eine Schale mit der Galle jenes Fisches, dadurch die Augen des alten Tobias aufgetan wurden. „St. Raphael, mächtiger Schutzgeist der Reisenden", betete der einsame Pater, „wenn es sein sollte, sei du mit dem Zug der Wahnverwirrten, binde den weißen Dämon und — durch die Galle unseres ‚Fisches' der Katakomben — durch das bittere Leiden Christi, heile das dir geweihte Volk von seiner Blindheit!"

Pater Stefan betete und rang, aber bereits am nächsten Tag brachen die Tuski auf, Ferro an der Spitze, mit Aika, seiner Frau, die ihr jüngstes im Robbenfell auf dem Rücken trug. Alle Vorstellungen des Paters erweckten nur jenen finsteren Glanz des Fanatismus in den Augen der Tuski, daß er bald — auf einen Wink Ferros hin — verstummte. Da sagte er:

Also gut, ich ziehe mit euch und den Lemmingen zum Meer!"

Passion

Jesu mein, in deiner Passion
Hab' als Knab ich oft und oft gelesen,
Bin dem Dulder und dem Menschensohn
Ein begier'ger Lauscher gern gewesen.
Tief im Herzen spürt' mit Bangen ich,
Wie das schwere Kreuz dich hat geschüttelt,
Wie der Judenscherge lästerlich
Dich zu neuem Fall hart aufgerüttelt.
Und im Garten von Gethsemane
Sah ich deine Jünger dich verlassen,
Dreimal feige dich verleumdet, eh'
Noch der Hahn gekräht durch Zions Gassen.
Und am Kreuze sah ich dich, dem Schächer
Groß verzeihend, der die Tat bereut,
Rächer und Erlöser, der die Welt erneut.
Sah Schmach dich sterben, dich den Rächer
Von Arimathia einem Reichen
Haben deinen Leichnam sie gegeben,
Kostbar salbt er ihn wie seinesgleichen,
Um wie deinesgleichen aufzusteh'n,
Als dein Jünger mit dir einzugeh'n
Aus dem Tode in das ewige Leben.
Jesu, deine heil'ge Passion
Darf, ein Mann ich, als dein Jünger leben,
Betend, von Station zu Station
Mögest du dem Sünder Gnade geben.

Kurt Huber

Die Eskimos erstarrten. War es möglich? Zum erstenmal wurde auch ein Weißer vom Todesrausch ergriffen? War er so sehr einer der Ihren geworden? Und das böse Feuer in ihren Blicken erlosch.

Niemand ahnte, daß Pater Stefan nicht allein war, da er mit ihnen aufbrach, er trug verborgen unsern Herrn über seinem Herzen. Denn niemand wußte, ob er je den Weg zurückfinden würde. Mit dem Lemmingzug wanderten bei Nacht die Wölfe, ganze Rudel. Vor dem gesamten Stamm der Tuski fürchteten sie sich, aber wehe, wenn später ein einzelner Mann es hätte wagen wollen!

Die Polarnacht wimmelte von Lebewesen, die der gleiche Dämon hetzte! Stumm und verbissen wanderten die Eskimos, heulend begleiteten sie die Hunde, selbst die sanften Renntiere waren voller Erregung und kaum zu bändigen. Am dritten Tag — nach rastloser Wanderung über Schnee und Eis — hatten sie das Meer erreicht. Und schweigend standen die Tuski wie eine Mauer und sahen den Lemmingen zu, die sich drängend und stoßend,

unter Todesgequiek unaufhaltsam in die eisigen Fluten stürzten und ertranken. Rote Flecken zeichneten sich auf den fahlen Gesichtern der Ermüdeten, und ihre Augen wurden starr.

Da erklomm Pater Stefan mit wenigen Sprüngen einen Felsen, den das übereinandergeschichtete Polareis gebildet hatte. Hier, hoch oben über allen Köpfen, riß er das Kreuz aus seinem Robbenmantel und hielt es hoch, wendete es gegen das Meer und rief:

„Seht hier das Kreuz des Herrn! Fliehet, ihr feindlichen Mächte! Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, das Reis Jesse, Alleluja! — Meine Tuski, der gleiche Christus, der hier am Kreuze starb, ist auferstanden und hat uns alle dem Tode und der Macht der Finsternis entrissen. Christus will, daß alle, die an ihn glauben, leben und nicht sterben. Hört darum auf die Stimme seines Rufers und kehrt zurück ins Leben!"

Ein dumpfes Gemurmel grollte aus den stumpfsinnig starrenden Massen, drohende Fäuste erhoben sich. Der Fremdling — plötzlich erkannte Pater Stefan, daß er wieder zum Fremden geworden war, als habe er nie unter ihnen geweilt —, der Mann aus fernen Erdteilen wagte es, den weißen Dämon zu erzürnen? Schon schoben sich tückisch blickende Gestalten der Männer nach vorn, duckten sich, als wollten sie den Eisfelsen mit einem wölfischen Satz nehmen und dann —

Da wandte sich Pater Stefan mit der Kraft des Glaubens, nicht der Verzweiflung, gegen das Meer, hob abermals das Kreuz und rief den Lemmingen zu, die sich weiterhin kopfüber in den Tod warfen:

„Durch die heilige Vereinigung mit dem auferstandenen Herrn, der in seinem verklärten Leibe alle Natur geheiligt hat und gestützt auf die Macht meines Priesteramtes, befehle ich dir, unvernünftige Kreatur, innezuhalten und umzukehren zum Leben!" Er rief es in lateinischer Sprache, der geheiligten, geweihten, und wußte plötzlich, daß er jenen Glauben hatte, der zwar nur einem Senfkorn glich inmitten ungeheuerlichen Aberglaubens, der ihn umgab, und der doch fähig war, Berge zu versetzen.

Und siehe — das Wunder begab sich — ein vielstimmiger Aufschrei aus Staunen und Schrecken von den Eskimos begleitete es —, die Lemminge stauten sich plötzlich am Meeresufer zu einem dicken Wall, noch drängten die hinteren Scharen nach, aber die vorderen standen und kehrten die Schwänze dem Wasser zu. „Sie stehen! Sie wandern zurück — seht doch!" rief Ferro und sprang neben den Pater auf den Felsen, aber nicht, um jenen herabzustoßen ins Meer, sondern um besser dies Schauspiel beobachten zu können. Wie von unsicherer Macht befriedet, wandten sich die letzten Scharen der weißen Mäust dem Lande zu, und Raubvögel, Füchse und Marder folgten ihrem Gehusche. Pater Stefan ließ das Kreuz sinken.

Unten, wo die Eskimos harrten, hatte sich Aika, die Frau des Häuptlings, plötzlich in den Schnee niedergelassen, wickelte ihren Säugling aus dem Robbenfell und bot dem halbverhungerten Kind nach drei Tagen wieder die Brust. Und augenblicklich taten es die Frauen des Stammes ihr nach, und die Quellen des Lebens erschlossen sich dem kommenden Geschlecht der Tuski. Sie waren gerettet. —

(Der geschilderte Zug der Lemminge ist im Polargebiet Tatsache)

Leuchtende Werke

Der Jünger Christi muß leuchten. Das Licht, durch das er leuchtet, sind seine „schönen Werke". Christus will an seinen Jüngern nicht bloß schöne Worte finden, geistvolle Reden, Programme und Entschlüsse, die nie verwirklicht werden; er will Taten. Nicht bloß gut sollen diese Taten sein, sondern „schön", strahlend, aus einer großen Seele kommend. Diese Taten sollen die Menschen sehen, nicht so sehr den Täter, sondern die Werke, die aus Selbstlosigkeit, Demut und selbstverständlicher Verpflichtung kommen. Solche Taten werden die Menschen fragend machen: Wie sind seine Taten möglich? Aus solcher Frage wird allmählich die Überzeugung erwachsen: der Vater im Himmel ist es, der diese Werke im Jünger seines Sohnes gewirkt hat. Das Christentum gewinnt Achtung. Ein Tor zu Gott ist aufgetan. Gottes Reich kommt. Der Vater im Himmel wird verherrlicht. Das ist das tiefste Anliegen, das den Jünger Christi zu seinen Taten treibt.

Die heroischen Taten, die ohne Rühmen, wie eine selbstverständliche Pflicht vollzogen werden, sind die kraftvollste „Katholische Aktion." Das Apostolat des Wortes dringt nicht durch; die Welt hat im allgemeinen die Reden satt; das Apostolat theologischer Wissenschaft kommt an die Menschen nicht heran — die Verheißung aber haben die Werke, die in Selbstlosigkeit und einziger Sorge um die Verherrlichung des Vaters geleistet werden. Den Werken ist die Herrlichkeit des Gottesreiches verheißen. Die Erlösung wurde nicht durch das Wort Christi vollzogen, sondern durch die „schöne Tat" des Herrn, seinen Kreuzestod, das Werk seiner vollendeten Hingabe — seiner Liebe. Stöger



Frau Kramer sucht den Moerder

Eine Erzählung zum Pressemonat

von Georg Faber

Einige Schritte hinter der Straßenbahnhaltestelle blieb die Frau im Trauerschleier stehen, las auf der blauen Emailletafel „Wagnerstraße" und blickte die im prahlenden Stil der Jahrhundertwende gebaute Häuserfront hinan.
Eines davon gehört ihm, dachte sie, mit Blut hat er es gekauft, und das will ich ihm sagen, wenn ich ihm gegenüberstehe. Und wenn er sich auch verleugnen läßt, bin ich einmal so weit, werde ich ihn zu finden wissen.

Frau Kramer öffnete das Handtäschchen und entnahm ihm den Zettel mit der Bleistiftnotiz: Hermann Kahlfeld, Wagnerstraße 17. In dem bunten Hefte, das man bei Willi fand, stand zwar ein anderer Name, Carol le Breque, aber es ist derselbe, nach langen Nachforschungen habe ich es herausbekommen, und heute muß ich ihm entgegentreten.

Mein armer Willi — sie griff nach dem Taschentuch und fuhr sich über die Augen — ich gehe nicht, dich zu rächen, nur das eine soll er von deiner Mutter hören, daß er der Mörder ihres Kindes ist, damit er innehalte und nicht noch andere vergifte. Vielleicht weiß er es auch und findet nichts dabei, vielleicht sitzt er schwammig wohlgenährt in einem dicken Sessel, lächelt und streicht alles mit einer nachlässigen Handbewegung weg.

Um diese Nachmittagsstunde lag die Wagnerstraße fast ohne Leben, zwei, drei Autos rollten träge über das heiße Granitpflaster, und vor einigen Häusern spielten Kinder. An der Nr. 17 angekommen, maß sie den protzenden Bau mit einem würgenden Ekel in der Kehle und fragte einen zehnjährigen Jungen, ob hier Kahlfeld wohne. Der sah sie verwundert an, nickte und zeigte dann am Hause vorbei: „Ja, da drüben über den Hof, ganz oben, die Dachwohnung."

Im Reichtum schwelgte er also nicht, vielleicht ein verkommener Trinker, ein entgleister Mensch.

Den Treppenaufgang mit seinen Landkartenmustern abgefallenen Putzes erfüllte ein Geruch von Fäulnis und Schmutz, irgendwo kreischte ein Radio. Das Kärtchen an der obersten Tür trug den Namen. Frau Kramer klopfte, und eine vergrämte junge Frau, der die Krankheit aus den Augen sah, ein dreijähriges Kind hinter sich herzerrend, öffnete: „Ja, er ist zu Hause." Dann hob sie ihre müde Stimme, zweimal rief sie, „Hermann" und ging in die Küche zurück, aus der Dampf und der Geruch fettiger Seifen-

lauge quoll. So hatte sie sich den Mann nicht vorgestellt, der nun seine Jacke vollends zugeknöpft, zögernd und fast befangen aus der anderen Tür trat, der wuchtige Kopf mit dem schwarzen Haargewirr sah über sie hinweg, und mit seiner müden Gebärde der Hand forderte er sie auf, einzutreten. Sein Zimmer, besser wohl Kammer genannt, versuchte nicht einmal, den Anschein von Armut zu vertuschen, ein altes Bett war da, drei Stühle und am Fenster ein großer Tisch, der unter den Stapeln ungeordneter Bücher, Zeitschriften und Papieren, sowie einer Schreibmaschine, einem sehr alten Modell, zusammenzubrechen drohte.

Wiederum sprach er kein Wort, er deutete auf einen der Stühle und setzte sich selbst an den Tisch.

Frau Kramer reichte ihm das Heft, den grellbunten Mädchenkopf und den Titel: „Lilo, lebe wohl!" nach oben gekehrt: „Haben Sie dies geschrieben?"

Als ginge ihn das nichts an, sah er nur flüchtig darauf und nickte. Das Heft, ein farbiger Fleck im Grau der Stube, blieb auf dem Tische liegen.

Wo waren die Worte, die sie dem Manne ins Gesicht schleudern wollte? Einem anderen, dem geilen Lebemann, der nur in ihrer Vorstellung lebte, zugedacht, verloren hier in dieser Umgebung, in der abgestandenen Luft voll Küchendunst und altem Tabakrauch ihren Sinn. Und so erzählte sie tonlos, fast wie eine Unbeteiligte, von Willi, ihrem Jungen, der sehr talentiert und zu allen Hoffnungen berechtig, auf einmal, nahe an seinem achtzehnten Geburtstage, auf unebene Bahnen geraten sei, daß die Schulleistungen jählings absackten, und er — unpünktlich, störrisch, ja geradezu widersetzlich — nicht mehr wieder zu erkennen gewesen sei. Sie habe es nicht geahnt, daß dabei ein Mädchen mitspielte, erst als ihr Mann den Jungen bei seinen amtlichen Geldern überrascht habe, man wisse nicht zum wievielten Male das geschehen sei, gefehlt habe jedenfalls eine beträchtliche Summe, und ihm zornig ins Gewissen gesprochen, vielleicht ihn auch geschlagen habe, sei alles so gekommen, wie es in diesem bunten Hefte da stehe. Der Junge habe sich Gift zu beschaffen gewußt und sei dann am anderen Tage draußen zwischen den Feldern tot aufgefunden worden. Das Mädchen habe man wieder zum Leben bringen können. Das alles läge nun schon zwei Monate zurück, die ganze Zeit habe sie nach dem Verfasser des Heftes gesucht, das sich in Willis Tasche fand, und nun sei sie gekommen, ihm das zu sagen.

Während die Frau erzählte, hatte der Mann vor sich hin auf den Boden gestarrt, langsam erhob er den Blick und sah sie traurig an: „Ich trage schon schwer genug an meinem Leben."

Aus der Küche drang das Weinen eines Kindes. Er deutete mit der Hand hinüber und schien etwas sagen zu wollen, sagte es aber nicht.

„Schade um ihr Talent!" begann die Frau nun wieder: „Ihre Feder ist gewandt, Sie schreiben gut und sollten einer besseren Sache dienen."

Der Mann war aufgestanden und durchmaß die Stube, vier Schritte hin und wieder zurück: „Ich könnte und brauchte nicht als der vor Ihnen zu stehen, für den Sie mich halten, als Mörder. Nun ist es gesagt." Er lachte bitter. „Verteidigen müßte ich mich, Ihnen erklären, daß ich mich nicht schuldiger fühle als das Messer, das eine fremde Hand zum Morde führt. Sie glauben es doch nicht und dann wäre es nicht ganz aufrichtig. Ich bin kein toter Stoff, ich habe, wenn auch schweren Herzens, zugestimmt."

Er machte wieder ein paar Schritte und blieb dann dicht vor ihr stehen: „Glauben Sie mir wenigstens das eine: schweren Herzens! Ich habe anderes geschrieben, besseres! In der Kiste dort liegt es, ganze Stöße. Keiner nimmt mir's ab."

Seine Stimme wurde lauter, er schien sich in einen dumpfen Zorn hineinzureden: „Der Geschmack des Lesers will etwas anderes, erzählt man mir. Ich kenne diesen verruchten, nach immer Eindeutigerem geilenden Geschmack, nur den Leser kenne ich nicht. Verborgen, namenlos diktiert er, was gedruckt und auf der Filmwand gezeigt werden darf, entscheidet, was gut oder schlecht, brauchbar oder unbrauchbar ist. Ihm, diesem Leser ohne Namen müssen Sie es sagen, er ist der Mörder Ihres Sohnes. Zwei Monate haben Sie mich gesucht und unterdessen sind Sie ihm tausendmal begegnet, auf der Straße, in der Bahn und dort, wo er sich um die Kioske drängt und, mit seinen Groschen in der Hand, die einzelnen Zeitschriften abschätzend, zu einer Wahl geht, die für das Volk ebenso wichtig ist, wie manche politische Entscheidung. Halten Sie ihn am Arme, fragen Sie ihn, den Leser, irgendeinen: ‚Weißt du, was du tust, weißt du, welche Verantwortung du auf dich lädst, wenn du Schund und Schmutz kaufst?' Er wird Sie groß ansehen, er wird die Achseln zucken und Ihnen vielleicht erklären, mit seinem Gelde könne er tun, was er wolle. Gehen Sie, tun Sie's, das Blut Ihres Kindes verlangt es!"

Die Tür öffnete sich einen Spalt, und ein müder, kranker Frauenkopf sah verwundert herein. Das schien ihn wieder zur Besinnung zu bringen, mit einem Male änderte sich die Tonlage seiner Stimme und er sprach ru-

hig, fast demütig: „Ich weiß, was sie denken, ich sollte eine andere Arbeit suchen. Richtig, aber sagen Sie mir, wo? Und dann bin ich nicht gesund. Für mich gibt es keine Wahl mehr."

Der Frau blieb nichts mehr zu sagen, sie hatte den Gesuchten gefunden, und doch war es nicht der, den sie suchte. Sie stand auf, nahm das Heft mit dem bunten Umschlag vom Tische und ging. In der Küche wimmerte noch immer das Kind.

Sie tastete sich die Treppe hinunter, müde und traurig von dem weiten Wege, der umsonst gemacht war. Ich hätte ihm sagen müssen, dachte sie, daß die Not niemals stärker ist als ein fester Wille, daß sie keinen zwingen kann, aber ich, in meinen gesicherten Verhältnissen, habe gut reden, wie Hohn hätte es geklungen. Und gäbe ich ihm meine Unterstützung, vorausgesetzt, daß er sie überhaupt nähme, wie lange hülfe die, und dann wären andere an seiner Statt, die es noch schlimmer machten. Mutlos und viel langsamer als auf dem Herwege ging sie über die heiße, flimmernde Wagnerstraße, der Straßenbahn zu: Darin hatte er recht, dem namenlosen Leser muß es gesagt werden, dem täglichen Wähler, wie er ihn nannte, damit er das Zentnergewicht seiner Verantwortung spüre und wisse, welche Macht in den paar Groschen steckt, die er gedankenlos ausgibt. Aber das kann ich nicht, oder nur in den seltensten Fällen, dafür ist meine Stimme zu klein. Es werden noch manche meinem Jungen nachfolgen.

Kraftlos schleppte sie sich durch die brodelnde Hitze weiter. Aber dann auf einmal hob sie den Kopf und ihre Schritte griffen fester aus: Was ich kann und bisher zu wenig bedachte: Das Gute unterstützen und ihm die starke Stimme geben, die ich allein nicht habe. So und nur so kann ich meinem Jungen Genugtuung leisten.

Der Schrei

von Josef Hachmann

Irgendwo in deutschen Landen steht ein Kreuz. Es steht versteckt und überwuchert von Gestrüpp. Die Menschen eilen an ihm vorbei. Achtlos. Als wäre es nicht da. Denn der, der an ihm hängt, ist tot. Man sieht es deutlich, daß er sein Haupt neigte und starb.

Doch es geht die Rede, daß der Gekreuzigte noch lebt. Denn Mutter Bröger hatte einen Schrei gehört. So markerschütternd, daß ihre Knie wankend wurden und sie nach einer Stütze suchen mußte.

Mutter Bröger war eine fromme Frau. Schon früh gereift und ganz in sich gekehrt. „Es war", so sagte sie, „als käme dieser Schrei aus fernster Ferne und wäre dennoch nah. So nahe, als wenn jemand geschrien hätte am Rand des Dorfes. Dort, wo das Kreuz steht."

Nein, sie hätte nicht geträumt. „Es war ja heller Mittag, als es schrie. Noch nicht drei Uhr. Und draußen fuhren Wagen und ginen Menschen. Wie sonst auch." Aber sie hätte sich gewundert, daß nicht alles stockte bei diesem Schrei. Daß das Leben auf den Straßen weiterging. Als wäre nichts geschehen.

Mutter Bröger war eine deutsche Mutter. Sie hatte einmal einen Sohn gehabt mit Namen Michel. Sie hatte ihn seit langem nicht gesehen und auch seit langem nichts von ihm gehört. Vor fast neun Jahren war es das letzte Mal gewesen. Da stand sie bei ihm auf dem Bahnsteig und wartete auf einen Zug, der Michel in den fernen Osten bringen sollte: „Auf Wiedersehn!" hatte er vom Fenster des Abteils gewinkt. Das war das letzte Lebenszeichen, das er von sich gab.

Und dieser Schrei. „Es war der Schrei von einer Mutter Sohn", erzählte sie. „Habt ihr denn nichts gehört?"

Die Menschen schüttelten verneinend ihre Köpfe: „Was hat er denn geschrien?" fragten sie.

„Mein Gott, mein Gott . . .", hat es gerufen, begann die Mutter und stockte zitternd am ganzen Leibe.

Die Menschen sahen verständnislos in die verweinten Augen. Und auf den halbgeöffneten Mund, der noch nicht hatte alles aussprechen können, was zu sagen war. Und gingen weiter. Aber Mutter Bröger ließ keine Ruhe: „Mir war, als wäre es meines Michels Stimme, die so schrie."

„Nein, Mutter Bröger, das ist nicht möglich", beruhigten die Menschen sie und sich. „Rußland ist weit, und niemand wird es hören, wenn die Gefangenen schreien."

So sagten sie und gingen wieder an ihre Geschäfte. Und dachten: Michel ist tot. Er ist schon lange tot. Und konnten es nicht

fassen, daß Mutter Bröger noch immer glaubte, daß er am Leben sei. Nach so langer Zeit.

Doch Mutter Bröger ließ sich nicht irre machen. Sie ging bis an den Rand des Dorfes. Denn dieser Schrei kam nicht nur aus der Ferne. Er war auch so nah. So nahe, als wenn jemand geschrien hätte vom Kreuze aus, das dort am Dorfrand stand. Aber das Kreuz stand immer noch versteckt und überwuchert vom Gestrüpp. Und die Menschen eilten an ihm vorbei. Als wäre es nicht da. Denn der, der an ihm hing, war tot. Schon lange tot . . . .

Aber es mehrten sich die Stimmen, die davon sprachen, daß der Gekreuzigte noch lebt. Denn Mutter Bröger hate einen Schrei gehört. „Mein Gott, mein Gott", so hatte es gerufen, „warum hast du mich verlassen?"

Mutter Bröger selber aber kam mit ihren Gedanken nicht mehr zurecht:

„Es schien", so wiederholte sie, „als wäre es einer Mutter Sohn."

„Ist er, der an dem Kreuze hängt nicht einer Mutter Sohn?"

„Ja", sagte Mutter Bröger, „ganz gewiß. — Aber der Schrei war nicht nur nah. Er kam auch aus der Ferne."

„Der Heiland hängt am Kreuz allüberall."

„Doch war es mir, als hörte ich meines Sohnes Stimme aus dem Osten."

„Vielleicht wurde auch er ans Kreuz geschlagen."

„Von den Bolschewiken?"

„Von allen jenen, die es hassen."

„Was hassen?"

„Das Kreuz. Und den, der an ihm hängt."

Mit wem denn hatte Mutter Bröger jetzt gesprochen? Sie hätte selber es nicht sagen können. War es am Ende jener, der vor fast zweitausend Jahren zwischen Himmel und Erde hing? Und dessen Kreuz jetzt irgendwo in Deutschland steht? Versteckt und überwuchert vom Gestrüpp?

„Sage mir noch", drängte Mutter Bröger, „war es mein Sohn, der im fernen Osten an dem Kreuz hängt und diesen Schrei ausstieß?

„Deutschland hat viele Söhne im fernen Osten, die am Kreuze hängen."

„Oder war es der Welterlöser selber, der da schrie? Von dem man sagt, er wäre tot. Schon lange."

„Er ist nicht tot. Er lebt. Und hängt am Kreuz. Und schreit. Doch niemand hört ihn. Und jene, die gleich ihm ans Kreuz geheftet, schreien mit ihm."

„Wie lange noch?"

„So lange, bis die Menschen den Schrei des Welterlösers wieder hören. Den Schrei der Liebe. Die am Kreuze hängt und jeden Haß besiegt."

Mutter Bröger hatte nichts mehr zu fragen. Sie sank zurück und horchte in sich hinein:

„Mein Junge, mein lieber Junge . . ."

„Mutter?"

„So mußt du immer noch für die Welt leiden?"

„Ja, liebe Mutter. Es ist vielleicht der einzige Weg, um sie zu retten."

Der Lärm der Straße übertönte seine Worte. Und die Menschen laufen ihren Geschäften nach. Am Kreuz vorbei. Als wäre es nicht da.

Maria weiß jedweden Schmerz zu lindern,
Getreue Zuflucht allen Evas-Kindern;
Doch eine Not, ein tiefer, innrer Gram
Ist's, der wie keiner sonst ihr Mitleid weckt —
Wenn Sündenelend, bitt'rer Reue Scham
Die Seele niederdrückt, wenn sie befleckt
Und krank und schwach nichts sieht als Nacht und Grauen
Und nimmer wagt zum Heiland aufzuschauen.
Wie weiß sie zart die Saiten anzuschlagen,
Die in des Sünders Herzen widerklingt;
Die selber nie der Sünde Joch getragen,
Sie führt die Seele, die nach Frieden ringt
Dem guten Hirten voll der Liebe zu
Und findet mütterlich nicht Rast noch Ruh'
Bis er das Schäflein auf die Schulter legt
Und heim zur Hürde seines Vaters trägt.

Viktoria Ranold

Wie armen Kindern, denen fremde Leute
der Mutter Leichnam trugen jammernd fort,
so ist's den Völkern, denen nimmer heute
du Mutter bist und treuer Gnadenhort.

Neue Diamantenfelder in der Kalahari

Aus Bischof Bokenfohr's Diözese

von Pater F. L. Hagel O.M.J.

„Länder der Sonne und des Schlafes" nannte der Afrikaforscher Ernst Picari die Sahara und meinte damit jene einsamen Sandfelder Nordafrikas, durch die nur Karawanen ziehen und wo der Wind die Sanddünen umschaufelt und immer weiter ins Land hineinträgt.

Diesen Vergleich auch auf die Kalahari anwenden und sie eine Schwester der Sahara nennen, ist verfehlt und führt zu Fehlschlüssen. Die Kalahari ist keine Sandwüste, sondern Steppenland, deren Sanddünen verharscht und überwachsen sind. Riesige Flächen, Weiten, die kein Ende zu haben scheinen, sind dünn von Büschelgras, Büschen, kniehohen Sträuchern und vor allem mit Buschwald überzogen. Eigentliche Wälder sind selten und nicht groß an Ausdehnung. So finden sich nur Waldparzellen in den verwehten Flußläufen und an Plätzen, wo das Grundwasser sich langehält. Das den größeren Teil des Jahres dürre Gras erweckt von Ferne den Eindruck reifer Haferfelder, die im Winde wogen. Selten, daß der Wind in der Kalahari, dieser Hofpage der Sonne, stillsteht. Büsche und kniehohe Sträucher erwecken oft den Eindruck, als wäre das alte, runzelige Antlitz der Kalahari auch noch pockennarbig. Den eigentlichen Karakter dieser Länder bildet aber der Buschwald, ein Bestand aus etwas mehr als mannshohen verkrüppelten Bäumen, meistens Weißdorn Akazien. Es kommt einem oft vor, als blicke man in ein Meer von Zweigen und hellgrünen Blättern, dem die unzähligen, fingerlangen und elfenbeinharten Dornen einen mehlich-weißen Einschlag geben.

Wenn die Kalahari nach dem obigen Worte an der Sonne geschlafen hätte, dann wäre sie in jüngster Zeit jäh aus dem Schlafe gerissen worden. Wie lange die Buschmänner (Pygäen) hinter den riesengroßen Wildherden der Kalahari nachjagden, kann niemand sagen. Zu ihnen gesellten sich im Osten die baKalahari, ein Buschstamm, der dem Länderkomplex Pate gestanden hat. Nach der Niederlassung der Europäer im Kaplande suchten auch Hottentottenstämme in der Kalahari eine Zuflucht vor der weißen Invasion. Aber auch die Kolonisten folgten in die „Wüste", zuerst die Farmer und Händler und dann auch die Industrie. Die dürre, harte Erde birgt große Erdschätze in sich. Fabriken entstanden, und Bergwerke wurden angelegt. Kalk, Zement, Asbest, Modramit und andere werden heute bereits abgebaut und dem Weltmarkt zugeführt. Leute, die es wissen wollen, sagen, daß gewaltige Lager dieser Erdschätze noch nicht einmal angebohrt seien. Eine wahre Schatzkammer aber ist die Kalahari durch ihre Diamanten, über deren Herkunft viel disputiert wird. Die rascheste Erklärung hatten die Hottentotten; sie sagen: Wundknie (Name für Gott) habe dem armen Volk der Hottentotten helfen wollen und einen Engel gesandt mit einem ganzen Korbvoll Diamanten. Der Engel streute sie über das ganze Westgriqualand (ein Teil der Kalahari) aus, beim Übergang über den Vaal Fluß aber blieb er an einem Dornstrauch hängen, wobei er seinen Korb ausschüttete.

Heute finden bereits Hunderte von Europäern und Tausende von Negern ihr täglich Brot in diesem harten Lande. Die katholische Mission hat dieser Entwicklung große Aufmerksamkeit gewidmet und bereits ein ausgedehntes Missionsfeld geschaffen. Die Patres Dünnwald, Hahner, Follebouckt widmen sich ganz der Kalahrimission; andere versehen den einen oder anderen Posten am Rande derselben.

Farm Bellsbank

Etwa 60 Meilen von Kimberley, in nordwestlicher Richtung, hatte schon vor Jahren eine Gesellschaft zirka 35,000 Hektar (20 Quadratmeilen) Steppenland gekauft, um eine große Farm aufzumachen. Gewiß, der Boden war arm und sandig und meistens mit Steppenbusch bedeckt, aber für diese Dürftigkeit entschädigte bis zu einem gewissen Grade die Größe des Besitztums. Wasser wurde gebohrt, Viehhaltung eingeführt und eine eigene Käserei eingerichtet — und das tief drinnen in der „Wüste"!

Eines Tages ging der Verwalter dieser Farm auf Jagd und pürschte stundenlang im Buschfeld herum bis ihm endlich ein kapitaler Kudubulle vors Rohr lief, der beim ersten Schuß auf die Decke gelegt wurde. Eine Ruhepause und eine kleine Stärkung waren wohlverdient. Während dieser Pause entdeckte der Jäger eine „Klippe", ein Steinchen, das seine Aufmerksamkeit erweckte. Nach einigen Spatenstichen, die der schwarze Begleiter aus-

führte, wurden noch mehr gefunden. Sie wurden an die Diamantengesellschaft De Beers in Kimberley geschickt, und siehe da, es waren Diamanten, zwar klein aber erster Qualität.

Diamanten im Buschfeld der Kalahari! Die Fachwelt horchte auf; das Erstaunen wuchs, als man hörte, daß diese Diamanten in härtem Dolomitgestein anstatt in bekanntem Blaugrund, gefunden worden seien. Es stellte sich auch heraus, daß es sich um eine Erdspalte handelt von einigen Meilen Länge, die seit unvordenklichen Zeiten Wind und Regen zugeschüttet haben. Die Regierung gab das Gelände frei, das nun in „Claims", in kleine Flächen von 15 × 15 Meter, aufgeteilt wurde. Der Entdecker bekam 50 Claims, der Eigentümer der Farm 30. Am 6. Dezember 1954 wurden die Claims verlost.

Schon in den folgenden Tagen belebte sich das weitabgelegene, einsame Buschfeld von Bellsbank. Handwerkszeug, Hebekranen, Bohrmaschinen, Motore und Wassertanks wurden an Ort und Stelle gebracht. Auf 375 Claims begann das Suchen nach den kostbaren Steinchen, mehr als nach der Perle des Evangeliums. über Nacht waren über 2,000 Arbeiter und Unternehmer an Ort und Stelle. Die ersten Erfolge konnten verbucht werden. Der Ertrag stieg von Monat zu Monat, so daß in letzter Zeit der monatliche Ertrag durchschnittlich 50,000 Pfund Sterling beträgt.

Eine Erkundigungsfahrt

überall in der Welt folgt der Missionar den Christen. Priester waren auf den Entdeckersschiffen eines Columbus und eines Bartholomeo Diaz wie eines Vasco da Gama. Sie waren in den Lagern beider Weltkriege und in den Bergwerken Rußlands am Ural. Der erste Missionar, der auf Bellsbank erschien, war Pater Hahner O.M.J., in dessen „Wüstenpfarrei" die neuen Diamantenfelder lagen. Auch der zuständige Ordinarius, Bischof Bokenfohr O.M.J., ließ nicht auf sich warten. Vorerst aber war alles noch so neu und unsicher, daß nicht sofort ein bestimmter Plan gefaßt werden konnte. Zuständige Männer meinten, daß die Diamantenausbeute sehr bald erschöpft sein werde; andere waren Optimisten und meinten, daß eine zweite Diamantenstadt wie Kimberley im Enstehen sei. Es hieß also vorerst noch abwarten und „Tee trinken".

Inzwischen hielt P. Hahner die ersten Gottesdienste, bei denen die Zahl der Teilnehmer klein anfing, aber von Mal zu Mal stieg. Aber noch fehlte alles zum Gottesdienst, außer dem Feldkoffer mit den notwendigen liturgischen Geräten. Im weiten Umkreis war kein einziger Baum, in dessen Schatten sich die Diggergemeinde hätte zum heiligen Opfer versammeln können. Steckte der gute Pater die Kerzen an, blies der Wind sie sofort wieder aus; größte Vorsicht war geboten, damit nicht auch das Opferbrot weggeblasen wurde. Es war ein wenig erfreulicher Zustand für den Missionar.

Um nun die Frage einen Schritt weiter voranzubringen, beschloß der hochwürdigste Herr mit einigen seiner Missionare eine neue Erkundigungsfahrt zu machen.

Milde Morgensonne, es war im September, blauer Himmel und leichte, dünne Cirruswolken standen über dem Westgriqualande, als die Fahrt begann. Eine frische Brise wehte über die Ebenen zu beiden Seiten des Vaal Flußes. Vom kleinen Diggerstädtchen Barkly West gings nach Nordwesten; das Buschfeld nahm uns auf. In flottem Tempo gings Stunde um Stunde zwischen Busch und Strauch dahin; immer die gleichen Bilder mit Steppengras, niedrigem Busch und Weißdornakazien von 2 – 3 Meter Höhe. Bisweilen stelzte eine Straußenherde in Hast und Eile davon. Ein Rudel junger Paviane floh vor der Staubwolke, die unser Auto aufwirbelte, und die der Wind dahintrug. Auch kleine Viehherden standen zwischen Busch und Sonne, die aber mehr Verwandtschaft mit den mageren Jahren Ägyptens hatten als mit den fetten.

Es ging bereits gegen Mittag, als wir einen kleinen Gebirgszug erreichten, der einen Szenenwechsel wie auf der Leinwand eines Kinos hervorrief. Wie verirrt standen einige Tafelberge, dazwischen Spitzkopjes (Kegelförmige Berge); ein kleiner See schaute wie ein blaues Auge zur vollen Mittagssonne empor. Saftig grüne Weizenfelder mitten in der Wüste waren eine Augenweide. Gegen 2 Uhr nachmittags waren wir im Verwaltungsgebäude der Farm Bellsbank, wo wir herzlich und gastlich aufgenommen wurden.

Bei den Diggers (Diamantengräbern)

Vom Verwaltungsgebäude bis zu den Diamantenfeldern gings auf holperigen Wegen nochmals 8 Meilen weiter. Auf einer kleinen Anhöhe machten wir halt, um uns zu orientieren. Wie ein erstarrter, braun-grauer Ozean lagen vor uns, in fühlbarem Schweigen, unheimlich-große Buschwälder. Mitten durch dieses Dornenmeer zog ein Streifen von mehreren Meilen Länge, eine Furche als hätte sie ein unsichtbarer Riesenkiel gezogen, die neuen Diamantenfelder. Noch eine gute Meile und wir waren an den Claims. Hebekranen rasselten, Motore surrten, Stampfmaschinen knirschten über

hartem Gestein, aber dieses Lied der Arbeit verhallte lind in einem gewaltigen Land von Sonne, Schlaf und Dornbüschen. Dabei standen einzelne Hütten und Zelte wie im Zorn hingeworfen. Sandhaufen, Erdhügel und ein Wirrwar von Eisenstangen der Hebewerke boten ein seltsames Bild.

Wir traten an einen der Schächte; noch bevor der Schreiber den Rand desselben erreichte, flog sein Hut hoch im Bogen in den 20 Meter tiefen Schacht hinein. „Mein schöner neuer Panamahut!" war ein aufrichtiger Stoßseufzer. Während wir überlegten, wie wieder an den Ausreißer heranzukommen sei, kam auch schon ein schwarzer Arbeiter und überreichte mit graziösem Gestus und freundlichem Lächeln dem hochwürdigsten Herrn den Hut. Statt einer Ladung Erde brachte der Hebekran den Hut wieder zurück.

Welch ein geschäftiges Leben in den Schächten der verschiedensten Tiefe. Hier arbeiteten schwarze, schlecht gekleidete Männer in tiefem Sand, dort hämmerten andere am harten Gestein, daß die Funken flogen; in manchen Schächten ratterten hydraulische Bohrmaschinen an massivem Felsgestein, fast an allen brummten Motore, die die Waschmaschinen trieben, in denen das diamantenhaltige Geröll gewaschen wird. Alle Auskünfte über die Zukunft des Lagers lauteten genau noch so unsicher wie einige Monate zuvor.

Etwa eine Meile von den Schächten entfernt ist die neue „Diamantenstadt" oder die Lokation, wo die schwarzen Arbeiter mit ihren Familien ihre Hütten aufgeschlagen haben. Wenn ich in das Wappen dieser neuen Gemeinschaft den Wahlspruch zu setzen hätte, würde ich dasselbe schreiben, was Dante über den Eingang zur Hölle setzte: lasciate ogni speranza! Laßt alle Hoffnung, die ihr hier leben müßt. Diese Lokation ist wohl das armseligste Unterkommen für eine menschliche Gemeinschaft, was ich bis jetzt in Südafrika gesehen habe. Eine kleine Blechhütte bildet die Stadthalle, in der der schwarze Bürgermeister wohnt, der zugleich auch der Lagerschuster ist. Alles andere waren Unterschlüpfe primitifster Art. Ein paar Pfähle in den Boden gesteckt, Blechstücke von leeren Kanistern und alter Rupfen von Säcken darüber gehangen und die „Wohnung" war fertig. Der Wind spielte mit den Rupfen und klapperte mit den Blechstücken.

Aufs Geratewohl traten wir in einen der Schlupfwinkel; ein noch junges Ehepaar aus dem Basutolande mit 2 kleinen Kindern lebte darin. Mutter und Kinder saßen am Boden. Das runde Bäuchlein des etwa 4 jährigen Knaben verriet aber, daß man auch hier nicht nur von Dornen und Kalahariwind lebt. Wir plauderten zuerst über das Wetter, den ersten Zahn des Baby und andere Dinge.

„Sagen Sie", fragte der hochwürdigste Herr; „kann man denn in einer solchen Hütte wohnen?"

„An schönen Tagen," erklärte die junge Frau, „ist es auch hier ganz schön. An kalten Wintertagen oder wenn der Sturm über die Buschfelder braust, weiß man nicht, wie man die Kinder warmhalten und vor Krankheiten schützen soll.

„Es muß sich über kurz oder lang klären, ob eine dauernde Siedlung entstehen wird oder nicht. Wenn ja, dann werden auch die Wohnverhältnisse anders. Wie steht es denn mit der Bezahlung?"

„Sie ist etwas höher als an anderen Plätzen", antwortete der Mann, „sonst würde wohl kaum ein Arbeiter hier leben wollen. Leider sind die Preise für alles was man braucht, teurer als in den Städten."

Wir kehrten wieder zu den Schächten zurück. Während P. Hahner noch mit einigen Betriebsleitern sprach, saßen wir übrigen mit unserm Brevier im Auto. Zwei schwarze Frauen kamen des Weges. Sie erkannten den Bischof und begannen mit ihm eine Unterhaltung. Zum Schluß wickelte jede, umständlich wie die Neger sind, eine Silbermünze aus dem Taschentuch als Beitrag zur Mission. Das war mehr als das Schärflein der Witwe, von dem der Heiland selbst gesprochen hat. Daß der hochwürdigste Herr und P. Hahner zum Schluß noch ein brennendes Auto retteten und eine kleine Katastrophe verhinderten, sei als Kuriosum dem Berichte angefügt.

Unter den schwarzen Arbeitern dürften einige hundert katholisch sein. So bald wie möglich soll auch in diesen Landen des Schweigens und der Einsamkeit ein Missionskirchlein entstehen, dessen Glöcklein das Geheimnis der Erlösung und das Ave Maria auch über diese Buschfelder hinsingt.

In andrer Glück sein eignes finden,
Ist dieses Lebens Seligkeit;
Und andrer Menschen Wohlfahrt gründen,
Schafft göttliche Zufriedenheit.
Wieland

Leserstimmen zur Pressefrage

Kein Generalanzeiger

Generalanzeiger, das sagt schon genug. Jeden Wind zeigt er an, und nach jedem Wind dreht er sich.

*

Eine solche liberale Zeitung kann mir nichts geben, weil sie selbst nicht weiß, was sie will. Sie bringt für jeden etwas, aber für keinen genug.

*

Die sozialistischen, die kirchen- und religionsfeindlichen Blätter sind nicht so gefährlich wie die anderen, deren schlechte Grundtendenz nicht so offen zutage tritt, die dadurch verwirrend wirken und urteilslose Leser irreführen.

*

Für unverantwortlich halte ich es, wenn eine Tageszeitung Romane bringt, in denen Ehebrüche, geplante Ehescheidungen usw. als selbstverständlich angesehen werden und deren Niveau ein sehr, sehr bescheidenes ist.

*

Was fehlt, ist eben ein überzeitlicher Maßstab, mit dem die Vielfalt der täglichen Ereignisse an den großen, wahren Ordnungsprinzipien der Menschheit gemessen werden kann. Im scharfen Einfallslicht echt christlicher Gesinnung zeigt es sich schnell, was Weizen und was Spreu ist . . .

*

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Weil du weder warm bist noch lau, darum will ich dich ausspeien aus meinem Munde." Wer dieses Wort Christi ernst nimmt, wird einsehen, daß uns mit „unabhängigen" Tageszeitungen nicht gedient ist.

Eine katholische Tageszeitung

Ich bin überzeugt, daß die Apostel alle verfügbaren Mittel und Errungenschaften der damaligen Zeit eingesetzt haben, um das Glaubensgut zu bewahren und weiter wirken zu lassen. Lebte der Apostel Paulus heute, so würden Redakteure der katholischen Tageszeitungen sicherlich seine engsten Mitarbeiter sein. Denn die Tageszeitung ist doch heute das Mittel, um in den entchristlichten Raum der Öffentlichkeit hineinzuwirken und um die geistige Unterernährung auf religiösem Gebiet bei Christen und modernen Heiden zu bekämpfen. Wir glauben an einen persönlichen Gott, der die Geschicke der Menschen und Völker leitet, darum wollen wir auch in der Tagespresse die Ehrfurcht vor seinem Gesetz und seinem Walten spüren, und zwar vom Leitartikel angefangen bis in die letzte Anzeigenspalte . . Ohne eigene Tageszeitung werden wir Katholiken heute schwerlich zu einem überzeugenden, Faktor in der Öffentlichkeit werden. Im Gegenteil, unser noch vorhandener Einfluß wird uns unter den Händen zerrinnen.

*

Gerade den sogenannten Sonntagschristen kann eigentlich nur durch eine katholische Tageszeitung, die täglich das Gewissen anruft und Stellung fordert, entgegengearbeitet werden. Unser Glaube soll ins Ganze wirken; er kann es viel leichter, wenn unsere Einstellung, unser Handeln, unsere Vorstellungswelt durch eine Tageszeitung unseres Geistes geprägt wird.

*

Für die von uns getrennten Brüder und Schwestern der anderen christlichen Konfessionen könnte eine katholische Tageszeitung eine zuverlässige Quelle der Information über katholische Lebensauffassung sein.

*

Man muß den Mut aufbringen, trotz der Flut von antichristlichen und unmoralischen Schriften eine katholische Tageszeitung ins Leben zu rufen. Das sind wir vor allem dem heranwachsenden Geschlecht schuldig.

Wach und frisch

Weltoffen und tolerant, aber im Grundsätzlichen fest wie der Felsen Petri. Von diesem Standpunkt aus darf kein Problem zu gering erachtet werden, um es nicht vom Religiösen her kritisch zu betrachten. Der Inhalt muß praktisches Leben in Gottverbundenheit zeigen und damit allen Lesern ein Ratgeber, Aufklärer und Anreger zum Handeln oder wenigstens zum Nachdenken werden.

*

Diese katholische Tageszeitung muß tolerant sein, vor allem den gläubigen evangelischen Christen gegenüber — darf sich dabei aber nicht in allzu große Zurückhaltung oder gar völlige Passivität drängen lassen. Neben dem religiös-sittlichen und politisch sozialen müssen auch die anderen Lebensbereiche in der katholischen Zeitung ihre gebührende Pflege finden. Das hat mit Säkularisierung nichts zu tun, bedeutet vielmehr eine Intensivierung des Lebens, die letztlich auch dem religiös-sittlichen Bereich zugute kommt.

*

Es müßte vor allem auch ein aktueller und bestinformierter Wirtschaftsteil mit herauskommen, damit man nicht noch eine andere Tageszeitung nebenbei halten muß, wozu ein großer Teil der Interessierten auch gar nicht in der Lage wäre.

*

Eine Zeitung, die der Heiland mitlesen könnte!



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Was soll da sein?" fuhr Anselm hoch.

„Das Land, aus dem unsere Mutter gekommen ist!"

Da rief Anselm lachend: „Dahin hat Fioll keine Fenster!"

*

Der Altknecht hatte sich die Sache mit dem Sterben noch überlegt: denn es war noch soviel Unruhe in der Welt. Auch war dem Pedrotti, als er zahlen sollte, der Geldbeutel doch zu schmal geworden, also daß der Fioller wieder mit dem Mutzen in den Handel kam. So war denn zu hoffen, daß künftig der Wein von Fioll auf dem Markt in Bozen schneller vom Fasse laufen würde als bisher, die Leiten vom Mutzgute waren sonniger noch als die Fioller und daher, was die Kraft anlangte, bei weitem überlegen. Das war der Grund, weshalb der Altknecht von seinem Strohsack herabkroch, auf dem sie ihm schon hatten aufbahren wollen. Auch das Sterbehemd, das sie ihm angezogen hatten, legte er wieder sorgsam für den nächsten Winter zusammen, kroch in das Werktagshemd, in die Hose, die Joppe, band den blauen Schurz vor, nahm die Pfeife und die Haue und stapfte, da es zu anderer Arbeit noch nicht reicht, ins Ried hinab, um nach dem neuen Weinberg zu sehen. Es war eine Freude für den Alten, zu sehen, welch gutes Stück Fioll gewachsen war. Die Knechte und Mägde, die damit beschäftigt waren, alte wertlose Stöcke durch neue zu ersetzen, die langen Rebenäste zu binden, schneiden und putzen. freuten sich, als sie den Alten sahen. „Das ist ein gutes Zeichen", sagten sie, „für den kommenden Sommer." Der Nagl lachte nur, blickte blinzelnd zuerst in den Himmel und dann zu den Arbeitenden und sagte zufrieden seinen Gruß:

„Zeit lassen, Leuteln, Zeit lassen."

„Zeit lassen", dankten die andern.

Auf den Bergwiesen stand der Krokus. Christoph schien es beim Hüten, als läge ein weißer Schimmer über dem Grase, wie es ist, wenn der Reif nachts hernieder fällt.

Lukas nahm das Frühjahr anders als Christoph, das heißt eigentlich, er nahm es gar nicht, denn er hatte sich im Gewölbe des Turmes eine geräumige Werkstätte eingerichtet, eine Machkammer, wie es in Fioll hieß; dort kam kein Frühling hin. Überall, wo er es fand, trug er Werkzeug und Gerät zusammen. Der Schmied im Dorfe, Kajetan Ambosser, mit der schweren Narbe über der Stirn, die sein Gesicht in zwei ungleiche Hälften teilte, von denen die eine wie bei allen Menschen Freude und Kummer und was sonst das Herz bewegte, ausdrücken konnte, während die andere starr wie bei einer Maske war — es hieß, ein jähzorniger Geselle habe ihm mit der Feuerzange diese Wunde geschlagen, der jungen Meistersfrau wegen —, schloß Lukas, da seine Ehe ohne Kinder geblieben war, wie einen Sohn an sein Herz. Hämmer, Feilen, Bohrer, Schrauben, alles steckte er Lukas zu, damit er es heimlich in seine Kammer brächte, denn der Vater ließ an Gerät nur Pflug und Sense, Axt und Haue gelten. Anselm aber, wenn er mit einem stumpf geschlagenen Beil in die Machkammer stieg, um es zu schärfen, sah das Gerümpel überall und zog nur verächtlich die Mundwinkel herab. Wie konnte einer, der doch der Älteste auf dem Hofe war, sein Herz an solchen Plunder hängen? Lukas aber hatte alles, was auf dem Hofe an Maschinen war, das Mühlenrad, die Zentrifuge, die Futterschneidemaschine, den Heuwender, selbst schon zerlegt und neu wieder zusammengebaut. Neu war ihm alles, was er angriff.

Ja manches kam dem Bauer unnütz vor, was auf seinem Hofe getan und gedacht wurde; der ganze Christoph mit seiner Geige schien ihm gar wie ein verirrter Vogel, der seine Flugbahn nicht finden konnte. Milde ruhte dann wohl sein Blick auf ihm, als wollte er sagen: „Was wird aus dir einmal werden im Leben, ein Bauer gewiß nicht; doch der Herrgott wird dir wohl deinen Weg weisen, wenn es einmal soweit ist", und er verstand die besondere Sorge der Mutter um ihren Jüngsten. Wenn die Mutter alte Sagen und Legenden erzählte, war stets Christoph ihr eifrigster Zuhörer. Auch Lukas wurde dann und wann einmal von Mutters Erzählungen gefesselt, doch Anselm hatte wenig Sinn dafür. Sein Verstand beschäftigte sich lieber mit wirklichen Dingen auf Fioll. Was gingen ihn die Ritter, Hirten und Könige einer längst vergangenen Zeit an? Was die Lieder, die einst von unglücklichen, verzauberten Prinzessinnen gesungen wurden? Auf Fioll gab es andere Dinge zu tun, auch an langen Winterabenden. Doch in Christophs Brust sammelte sich allmählich ein reicher Schatz an. Ein großes Bild vergangener Zeiten erstrahlte vor seinen Augen, und eine große Sehnsucht blühte in seinem Gemüte. Pater Hilarius kam in dieser Zeit oft nach Fioll, er stammte „von drüben." Er lehrte Christoph Latein und Geschichte, und wenn er auch nicht immer Zeit hatte, so kam er manchmal vielleicht nur auf Minuten, manchmal frühmorgens, hie und da mittags, aber er kam oft auch auf zwei bis drei Stunden. Hilarius war jung und ein eifriger, tätiger Pater, der oft über die Jöcher wanderte, in allen ladinischen Dialekten predigen konnte, die Landgemeinden hüben und drüben besuchte und überall bekannt und beliebt war. Christoph verehrte ihn, und seine größte Freude war es, wenn er den jungen Franziskaner auf einer Wanderung über die Almen begleiten durfte. Wie heißt dieser Berg und wie jener, wie diese Blume und wie das Tal dort? Warum ist die Wand des Saß Songher unten so gelb und am Gipfel so feuerrot, und wer war einmal in jenem Schloß, dessen Ruine düster von der Wand herunter ins Tal blickt? Wieviele Menschen sprechen die Sprache der Mutter? Warum lernt man sie nicht in der Schule? Warum mag sie der Vater nicht? Ist es wahr, daß sie aus dem Lateinischen kommt und älter ist als das Französische?

Was ist gut, und was ist böse? Was muß man tun, um eine reine Seele zu haben? Christoph hörte nicht auf zu fragen, und Pater Hilarius hatte seine Freude an dem jüngsten Sohn von Fioll. —

An einem Tage früh im März, der Grundacker war noch nicht gepflügt, kam einer auf flinken Skiern vom Tschanberg herab gefahren. Der Vater war mit den Buben in den Lärchen oben, beim letzten Winterholz. Da sahen sie den Mann, wie er in kurzen, schnellen Wenden die steile Rinne herabfuhr. Verwegen, wie er das machte! Die letzten, schmalen Streifen des Schnees, die am schattigen Rande des Waldes niederliefen, nutzte er geschickt aus, indem er über die schneefreien Stellen sprang wie ein Fisch, der aus dem Trockenen wieder ins Wasser schnellt.

Nun stand er vor ihnen und schnallte ab. Ein gut geschnittenes Gesicht, kühne, feurige Augen, behende Bewegungen.

„Ist das Fioll?" fragte er kurz.

Das erste, was Lukas bemerkte, war, daß der Mann eine besondere Bindung an seinen Skiern hatte. Nur die Kappe des Schuhes saß in den Backen fest, ein straffer Metallzug gab Halt nach vorne. Das gefiel Lukas.

Der Bauer nickte, ja, Fioll! und fragte, woher er käme.

„Über das Joch her, von Antermoja!" Er sprach dies mit weichen, klangvollen Lauten, im Akzent der Ladiner.

„Antermoja?" sah der Bauer auf, „da kommt Ihr wohl zur Bäuerin?"

„Ja, zu Agnes De Lay!" rief der Mann.

„Agnes Hellensteiner meint Ihr wohl?"

Der Mann sah den Bauer einen Augenblick lang prüfend in das Gesicht. Er verstand nicht rasch.

„Natürlich, so meine ich, verzeiht!" sagte er, „ich wußte nur Agnes De Lay, die Bäuerin auf Fioll!"

„Geht nur hinunter, Ihr trefft sie in der Küche", sagte der Fioller kurz und griff wieder nach der Axt

„Bitt schön darf ich Eure Bindung anschauen? Hab' so etwas noch nicht gesehen", sagte Lukas rasch; aber der Mann antwortete, den Knaben freundlich ansehend:

„Es ist leider nicht Zeit für dies, ein anderes Mal gerne." Der Mann grüßte kurz, warf die Skier über die Schulter und sprang den Hang hinab.

Er trat ins Haus. Agnes Hellensteiner stand in der Küche. „Ach, Aldian, Ihr?"

„Ja, Anda Agnes, ich bringe Euch Botschaft — keine frohe diesmal, bei Gott."

Ein rascher Hauch von Blässe huschte über das Gesicht der Bäuerin, sie holte einen Stuhl:

„Ihr habt einen weiten Weg gehabt bis daher", sagte sie.

Agnes trat einen Schritt vor das Haus, frische Luft tat ihr not, sie ahnte, welche Nachricht ihr Aldian, der Bergführer, bringen würde. Dann trat sie zurück in die Küche, blieb vor Aldian stehen und sagte:

„Sprecht, Aldian!"

Der Mann sah ihr fest in das Antlitz: „Der Herr von Siron, Euer Vater ist tot!"

Ihr Atem stockte. Sie griff nach dem Herzen. Ihr Antlitz blieb starr, wie versteinert. Sie hatte es geahnt, nun war es harte unabänderliche Wirklichkeit geworden, was sie solange gefürchtet hatte.

„Ich danke Euch, Aldian", sagte sie und reichte ihm die Hand, „kommt!"

Aufrecht und langsam schritt sie ihm in die Stube voran und rückte ihm den Stuhl an den Tisch.

Dann ging sie in den Keller, um Wein zu holen.

Der Mann sah ihr nach. War dies noch Agnes De Lay von Siron? Wo war ihre Wildheit geblieben, ihre Leidenschaft? Wie teuer hatte sie wohl diese starre Mine erkauft, die selbst vor ihm, dem Jugend- und Schulfreunde, nicht mehr wich?

Agnes stellte die Flasche mit dem dunklen Wein von Fioll auf den Tisch. Auf einem kleinen hölzernen Brettchen reichte sie ihm Brot und Speck, wie es Brauch war im Lande.

„Nehmt, Aldian, Ihr habt einen weiten Weg gehabt!"

Der Mann griff nach dem Glase, schenkte es bis zum Rande voll und hob es an sein Herz.

„Ich trinke auf das Wohl Eures Vaters, unseres gnädigen Herrn!" sagte er und trank das Glas in einem Zuge leer.

Agnes trat an das Fenster und blickte in die Ferne. Sie sah wieder den Vater daheim im hohen Tor stehen, als sie Abschied nahm für immer. Sie fühlte seine festen, gütigen Augen wieder, sie blickte in sein Antlitz, das edel und kraftvoll war, und hörte seine Worte wieder; „Es ist eine andere Welt, Agnes, die dich ruft. Sei tapfer!"

Lange war ihr das Wort fremd und unverständlich geblieben. Lag nicht das Leben frei und schön vor ihr? War es nicht ihre eigenste Welt? Wie eine Urgewalt war die Kraft des Fiollers über sie gekommen. Ihr Leib blühte und fruchtete nicht anders, wie der Acker seine Frucht trug, einmal in jedem Jahre. So galt es auch für die Bäuerin auf Fioll. Drei Söhne, doch dann war seine Liebe erloschen. Sie kam mit dem Wesen des Fiollers nicht mehr zu Ende. Fremd blieb er ihr. Oder war sie selbst es, die nicht mehr den Weg zu ihm fand? Sie quälte sich, Nacht für Nacht. Sie fragte ihr Herz. Keine Antwort! Nur das Wort des Vaters: Sei tapfer! Und nun schwieg auch diese Stimme. —

Und als der Vater sie vor Jahren das letzte Mal besucht hatte auf Fioll, da war er zufrieden gewesen mit allem, doch beim Abschied hatte er ihren Kopf in seine Hände genommen, hatte ihr liebevoll und lange in die Augen geblickt und gesagt: „Du must tapfer bleiben, Agnes, es ist nicht deine Welt, und es ist doch unsere Welt. Unser kleiner alter Volksstamm ist schwer bedroht, unsere Sprache, unsere Sitten und unsere Lieder hört man immer seltener, viel zuviel Fremde kommen in unsere verlassenen Täler vom Norden und vom Süden her, und es wird bald kein Unterschied mehr sein zwischen uns und den anderen, den vielen wenn wir nicht auf der Hut sind."

Die Tür ging. Der Bauer trat in die Stube.

„Es ist der Bergführer Aldian, ein Freund", sagte die Bäuerin.

Der Fioller nickte bloß.

„Er mußte mir eine traurige Nachricht aus Antermoja bringen."

„Welche Nachricht?" blickte der Bauer auf.

„Mein Vater ist tot!" sagte Agnes.

Der Fioller nickte schwer, als habe er dies erwartet.

„Ich habe wohl gesehen, daß er nichts Gutes brachte", sagte er. Und nach einer Weile: „Nun mußt du wohl über das Gebirge, Agnes!"

Milder, als sonst seine Art war, sprach er dies. „Übermorgen wird der Vater begraben."
„Wird dich Akdian über das Joch begleiten?"
„Nein, er muß noch in dieser Stunde zurück."
„So nimm dir einen der Buben mit!"
Agnes sah den Fioller an. Wie lange hatte er nicht mehr so zu ihr gesprochen?
„Christoph, ja!"
„Er ist der Schwächste!" warf der Fioller ein.
„Deshalb fehlt er dir am wenigsten in der Arbeit, doch ich vermisse ihn am meisten! Das weißt du wohl!" —

*

Mit der kleinen Talbahn, die in den Jahren, da der Krieg in die Dolomiten gekommen war, von österreichischen Pionieren und russischen Gefangenen in dieses einsame Hochtal gebaut worden war, fuhr die Mutter mit Christoph am andern Morgen bis zur letzten, einsam gelegenen Station Val hinein. Dann schritt sie den steilen Weg zum Joch hinauf.

Christoph schaute mit großen Augen in die Runde. Was waren das für unheimlich drohende Riesen, die Berge schlugen unmittelbar aus den Wiesen vor ihnen ihre Flanken zum Himmel hinan, und ihre Gipfel hielten wohl Zwiesprache mit den ziehenden Wolken. Drüben aber stand eine große unendliche Wand, breiter und höher als alle Berge ringsum und alles beherrschend.

„Wie heißt der große da drüben?" fragte er die Mutter.

„Das ist unser Langkofel", sagte sie.

„Der sieht aber von dieser Seite ganz anders aus", sagte Christoph etwas enttäuscht, „viel wilder und so breit."

„So schön wie von Reinalt aus ist er nirgends zu sehen, mein guter Christoph."

Wie ein König, wahrhaftig, herrscht der Langkofel mit seinen Vasallen über das ganze ihn umgebende Gebirge.

Während sie über den steinigen Weg hinauf zu den großen Almböden am Fuße der Sellawände gelangten, rauschten Lawinen, von den obersten Terrassen kommend, in die tiefen Kare, Wasserfälle schossen, im ungehemmten Fall zu weißen Fahnen zerstäubend, nieder, und ihr Rauschen klang, als sprächen die Berge zu den Menschen in ihrer Sprache.

Oben, am Joch von Freina angekommen, zeigte die Mutter Christoph das märchenhafte Rund der weitum ragenden Gipfel, die aus geheimnisvollen Tälern in das Licht der Sonne strebten, alles Berge, die man von Fioll aus nie sehen konnte. Da waren drüben hinter Corvea die gewaltigen Gipfel der Tofana, davor die Berge von Lagazuoi und die Spitzen von Conturines, weiter drüben, schimmernd wie aus einer anderen Welt, der Pyramidengipfel des Pelmo, die breite Burg der Civetta und links, ganz vorn, kühn vor der Mutter Heimat wie ein gigantisches Schwert in den Himmel sich reckend, der Saß Songher. Vor ihnen breiteten sich die Wiesen von Freina aus mit ihren Blümlein und Blumen, einige Tiere grasten, hell klangen ihre Schellen im friedlichen Gleichmaß des Grasens.

Erschauernd vor Glück, blickte Agnes ins Tal, in ihr Tal, in ihre Heimat. Wie eine tiefe, große Offenbarung überkam sie dieses Schauendürfen, dieses Insichaufnehmendürfen alles dessen, was ihr so lieb war und Heimat hieß. Wie ein Stich ins Herz wirkte der Gedanke an den Anlaß, der sie diesmal herführte.

„Mutter, was ist das für ein Berg dahinten weit, der mit dem Eishaupt?"

„Das ist die Marmolata, Christoph. Dort oben war Krieg noch vor wenigen Jahren. Ein Krieg, mehr gegen den Berg als ein Krieg der Menschen. Dort oben stand dein Vater, als er Soldat war!"

Selten nur hatte der Vater vom Kriege gesprochen, als wären diese Jahre ausgelöscht in seinem Leben!

„Der Vater?" fragte Christoph zögernd, „war der Vater in jener Zeit anders, Mutter, als er jetzt ist?"

Christoph spürte wieder die gleiche Bangigkeit in seinem Herzen wie damals im Surlay, als der Felsblock vor ihm niederstürzte wie ein geheimes Zeichen. Es war so schwer, davon zu sprechen.

„War er wie du, Mutter?"

„Er war Soldat, Christoph!" Die Mutter suchte einen Weg aus ihren Gedanken.

Ach, dieser Christoph! Wie war er doch so eigen! Ein Mädchen hätte sie sich erflehen wollen nach den beiden Buben, damit ihr ein Gleiches würde in dem harten Männerhause von Fioll, eines, das einmal in ihr Hauswesen wachsen würde; denn Agnes spürte damals zum ersten Male, wie es einsam wurde um sie. Sie sehnte sich nach einem Wesen, in welchem sie, wenn einst das Leben stiller würde um sie, Antwort fände auf die innersten Fragen ihres Herzens. Die Männer hatten ihre Arbeit und lebten in ihrer eigenen Welt. Die Buben wuchsen ihnen entgegen. Nie hatte Agnes so schwer an einem Kinde getragen wie an jenem. Da kam das Kind und ward wieder ein Knabe. Es erhielt seinen Namen nach dem Heiligen des Tages, an dem es geboren wurde, Christoph, das bedeutet: der Christusträger.

War nun nicht doch ihr Wunsch erfüllt worden? Wollte ihr das Schicksal zeigen, daß auch im Herzen eines Knaben wachsen konnte, was Agnes nur im reicheren und weicheren Gemüte eines Mädchens

zu finden meinte? Einen Träumer schalt ihn der Bauer. Wie glücklich war Agnes, daß es in der rauhen, nüchternen Welt von Fioll noch Träume gab! Christoph träumte, ja, am hellen Tage sah er die Erscheinungen, Gesichte, die niemand sah, Stimmen hörte er, die niemand hörte. Wunder fand er, wo die andern nur das Gewöhnliche sahen. Da hatte er vor einigen Tagen Holz in die Küche getragen — das alltägliche Geschäft —, und plötzlich riß er eine seltsam verwachsene Wurzel aus den Scheitern: „Wie es mich ansieht, Mutter!" Immer war etwas dieser Art um ihn. Er besaß ein heimliches Ahnen des Verborgenen. Spürte er, wie einsam die Mutter geworden war? Agnes erschrak, wenn Christoph in seiner kindlichen Einfalt plötzlich auf ihr Verhältnis zum Vater zu sprechen kam.

„Wie ist es gewesen Mutter, als dich der Vater fand? Er war doch Soldat?"

„Ja, Christoph, Kaiserjäger! Ein Soldat, doch einer, der mit seinem Herzen Bauer blieb; denn dies alles lag ihm im Blute. Unten in Antermojt — du siehst die ersten Häuser am Fuße jener breiten Felswände —, da drüben lag die Kompanie, die ihre Waffenübung hielt. Der Krieg war noch fern. Die Berge und Menschen lagen im Frieden, und weil eben die Zeit der Mahd war — nie war das Bergheu so gut geraten wie in jenem Jahre vor dem großen Kriege! —, so schickte der Hauptmann seine Soldaten den Bauern zu Hilfe.

So kam ein junger, hochgewachsener Kaiserjäger in unser Haus, auf den Hof Siron, sagte, er heiße Gregor Hellensteiner, zog den Soldatenrock aus, stülpte die Hemdärmel auf und begann zu arbeiten. Er sei jetzt Bauer, sagte er, für diesen ganzen Tag, Gott sei es gedankt! Denn das wäre der schönste Tag seiner Militärzeit.

An der Seite meines Vaters trat er in die Tenne. — Noch sehe ich ihn vor mir, um ein weniges größer, als die Männer bei uns im Dorfe sind, mit raschen, sicheren Bewegungen und einer freien Art, sich zu geben. Wie er dastand und sich eine Heugabel suchte aus den vielen, die da hingen, wie er jede erst sorgsam prüfte und schließlich eine nahm, die ihm gut in der Hand lag. Die eigene wäre es zwar nicht, sagte er.

Er schwang fröhlich die Gabel hoch, als hätte er schon Heu gefaßt, ein schweres Bündel. ‚Wieder eine rechte Arbeit', meinte er.

Das Schwerste, was es auf der steilen Bergwiese zu tun gab, nahm er für sich, das Heuaufladen. Ich aber, Christoph, war oben auf dem Fuder, um das Heu zu fassen, und mußte, wie es Brauch ist, mit dem Aufladenden um die Wette schaffen. Als wir am Abend den letzten Wagen in die Tenne führten, sah er mich lange an und sagte bloß: ‚So gut wie Ihr hat mir noch niemand geholfen!'

Aber er wagte es nicht einmal, mir die Hand zu geben. Und doch ist daraus eine Sache für das Leben geworden, Christoph!"

Die Mutter schwieg. Hand in Hand gingen sie den Berghang hinunter. Soldanellen standen da, kleine zierlichen Glöcklein, die Lieblingsblumen der Mutter. Christoph wollte ein paar bringen, er sprang in die Wiese. Die Mutter sah ihm, in Gedanken verloren, lange nach und strich sich die blauschwarzen Haare zurück. Ihre Augen wurden schmal, als suchten sie in der Ferne etwas, das sie kaum mehr erkennen konnte. Heftiger bedrängten sie die Bilder und Gedanken.

Anderntags war der Soldat wieder gekommen, auch den dritten Tag, als die letzte Wiese eingeheut wurde. Wenig nur sprach er mit ihr, und von der Arbeit nur.

Erst über die Woche kam er noch einmal nach Siron. Er blieb in der Halle des Hauses stehen und breitete die Pläne, die er mitgebracht hatte, auf den Eichentisch hin und erklärte dem Vater: „Dies ist mein Hof. Es ist der beste in der Gemeinde, Fioll heißt er von alterher. Die Mutter starb, als sie mich zur Welt gebracht hatte. Der Vater ist seit drei Jahren tot. Die beiden Schwestern haben geheiratet und sind ausbezahlt. Sonst sind keine Angehörigen mehr auf dem Hofe." Und nun, sich über die Pläne beugend: „Dies ist der Grundacker. Der Boden hat die erste Qualifikation für Korn. Doch gerät auch der Weizen gut, besser als auf den Böden im Tale. Hier das Langfeld, die Felder am Tschoi, das Areal der Wiesen, der Weinberg im Ried, die Halde, der Lärchenwald, die Fioller Alm und im Tschanwald das Holz. Er fügte jeweils das Ausmaß der Fläche hinzu und nannte den durchschnittlichen Jahresertrag. Dann beschrieb er den Viehstand und gab die Verhältnisse mit den Dienstboten und Arbeitsleuten an.

Der Vater hörte ihm lächelnd zu. Gewiß, er war selbst Bauer genug, um diese eigenherzige Werbung zu verstehen, und doch wieder zu wenig Bauer, um daran allein Genüge zu finden.

„Hellensteiner, Ihr habt das Wichtigste nicht in Eurem Plane", sagte er.

Erstaunt sah der junge Bauer auf. War dies denn nicht genug?

„Euer Herz!" lächelte der Vater, „liebt Ihr denn meine Tochter Agnes wirklich?"

Da stand der Fioller auf, richtete seine grauen Augen lange auf den Vater: „Ich liebe sie, Herr De Lay", brachte er mühsam hervor, „es ist, wie Ihr sagt!"

Mehr konnte er davon nicht sprechen.

Dies war es, was Agnes so sehr an ihn fesselte; denn dies unterschied ihn von den Männern ihrer Gesellschaft. Wenn sie an alle die geschwätzigen Bewerber dachte, die schon auf Siron vorgesprochen hatten, an den dicken, eitlen Baron Belasi, der trotz seines Asthmas die längste Liebeserklärung deklamierte, an den Herren von Casalini mit der lispelnden Stimme und den Sommersprossen auf der spitzen Nase, dem die schöne Tochter von Siron gerade recht gewesen wäre, um sein verlottertes Hotel wieder hochzubringen. Wie gut hatten diese es verstanden, alles im Ungewissen zu lassen! Und nun kam einer, der nicht von Liebe sprach, der Pläne vorlegte, der seine Arbeit, sein Leben offen hinstellte, ein Tiroler Bauer!

Liebe? Wenn Agnes sich nun, da so vieles dazwischen stand, in ihrem Herzen prüfte: Ja, sie liebte ihn, sein festes, gerades Wesen, seine klare, sichere Art. Er war ihr die Kraft, das Männliche im Leben schlechthin. Zudem: Er erschien ihr als der Inbegriff jener größeren Heimat, zu der sich auch Agnes zählte, selbst wenn die Sprache ihrer Heimat eine andere war. Hatte diese kleine, stille Heimat in den verlorenen Tälern der Dolomiten nicht immer schon aus der Kraft der größeren Gemeinschaft dieses Landes gelebt? So schien es ihr richtig, wenn auch ihr eigenes Leben durch seine Liebe aus dem engen Bezirk der Heimat in die Weite des Landes wuchs.

Der Vater hieß Agnes sich selbst entscheiden. Und Agnes sagte zu.

Das andere Jahr zog sie über das Joch hinüber, um ihre neue Heimat zu suchen.

Der Fioller war nicht anders, als er damals gewesen. Sie empfing seine Kraft und schenkte ihm die Söhne. Willig gab sie ihr Eigenstes hin; denn sie fühlte wohl, daß sie auf Fioll eine andere geworden war, daß sie nie mehr wie früher den Weg zurück in die Heimt finden würde. Es war eine andere Heimkehr nun, vor der sie stand.

Christoph brachte ihr Soldanellen, ein kleines Sträußlein. Sie strich ihm über den Scheitel.

Da schlug er die Augen zu ihr auf und fragte: „Sind wir schon in deiner Heimat, Mutter?"

„Meine Heimat ist bei dir, Christoph, bei Lukas und Anselm, meine Heimat ist Fioll!"

„Ich meine, Mutter, wo du früher daheim warst und wo man die Sprache spricht, in der du mit mir betest, wenn wir allein sind, in der es die schönen Märchen gibt."

Da breitete Agnes ihre Arme aus, als wolle sie dieses Land umfassen und an ihr Herz pressen.

„Dies Land, das du das erstemal in deinem Leben siehst, Christoph, ist anders, als die andern beiden Länder sind, die du von Fioll aus sehen kannst. Näher dem Ursprung ist hier das Leben, älter, reifer ist alles, was dir begegnet, und darum tiefer im Vergangenen. Gewiß, das Land hat manches von der rauhen Ordnung des Nordens genommen, manches von den stürmischen Leidenschaften des Südens. Doch alles, was es an sich nahm, ist auf dem weiten Weg über die Berge gewandelt worden, so daß es nur mehr in einem stillen, ruhigen Abglanz in diese Täler kam. Im Grunde genommen, blieb dieses Land immer sich selber treu."

Christoph ahnte mehr, als er verstehen konnte. „Und die Menschen, Mutter?" fragte er.

Da legte sie ihm beide Hände auf seine Schulter, senkte nur das Haupt ruhig und sagte in ihrer Sprache, die Christoph verstand: „Wenn du einmal im Leben nicht mehr weiterfindest und im Lande der einen wie bei den andern an das Ende kommst, Christoph, hier wirst du den Frieden deines Herzens finden, denn hier lebt, was im Innersten auch deine Art ist!"

Die Mutter erhob sich. Dann schritt sie, ihm voran, den Weg hinab ins Tal. —

Als schon die Schatten höher stiegen, öffnete sich der Bergwald. Auf einem dunklen Felsen, der unvermittelt aus dem Tale aufsprang, stand ein verfallener Turm, Reste einer verfallenen Burgmauer umzogen den parkartigen Mischwald, der ihn umhegte. Ihm zu Füßen breitete sich ein Bauernhof aus, ein einstmaliger Herrensitz nach Anlage und Bauart.

„Dies ist Siron, das Anwesen meiner Familie, Christoph!" sagte die Mutter.

Durch ein breitgewölbtes Tor traten sie in das hohe Haus.

Die steile, steinerne Stiege herab kam ihnen eine dunkelgekleidete Frau entgegen. Sie war zart, von kleiner, zierlicher Gestalt. Das weiße Haar umrahmte ein schmales, feines Gesicht, aus welchem zwei dunkle Augen strahlten. Christoph erschrak, so ganz waren es die Augen der Mutter.

„Agnes", rief sie und lief in der Erregung die Stufen so rasch hinunter, daß sie ihrer Tochter beinahe in die Arme gestürzt wäre.

„Mutter!"

Agnes umarmte sie innig und küßte sie auf die Wangen.

„Wie lange, Agnes, ach eine Ewigkeit, daß ich dich nicht gesehen habe!"

„Mutter du weißt . . ."

„So mußte denn der einzige Mensch, der beste, sterben, Agnes, ehe du . . ."

„Mutter, ich bitte dich, Mutter, liebste Mutter!"

Beide weinten, eng aneinandergeschmiegt. Die Mutter sagte:

„Ach es ist alles so schwer geworden, meine liebe liebe gute Agnes."
Sie wandte sich um.
„Und dies?" fragte sie unter Tränen lächelnd.
„Das ist Christoph, mein Jüngster!"
Die alte, weißhaarige Frau küßte ihn auf die Stirn und blickte ihn lange an.

Christoph hatte wohl dieses Gespräch gehört, er verstand die Sprache der Mutter gut, hier klang sie nicht mehr so fremd wie auf Fioll, ganz eigen war es ihm, wie sie sein Herz berührte! Und da er in diesem Augenblick nichts anderes zu sagen vermochte, reichte er der Großmutter die Hand und sagte in ihrer Sprache einen artigen Gruß.

Da lächelte die Großmutter aus ihren Tränen und küßte ihn wieder.

„Er hat dein Wesen, Agnes. Er wird dir gehören und dein Leben schön machen!" sagte sie.

Christoph wurde in die Stube geführt. Es waren viele Leute da, ein Offizier, Agnes' Bruder, der nun den Hof führen sollte, ein Bruder des Verstorbenen, der Pfarrherr in einer Nachbargemeinde war, die Ziehschwester Mariosa, welche der Großmutter im Hause half, und andere Verwandte, die Christoph fremd waren. Auch der Mann war da, der mit den Skiern über das Gebirge gekommen war. Er erkannte Christoph wieder und drückte ihm die Hand so fest, daß es schmerzte.

„Bleibst du bei uns?" fragte er.
Christoph schüttelte den Kopf, zweifelnd.
„Ich bleibe, wo die Mutter bleibt", sagte er.

Am andern Morgen nahm die Mutter Christoph an der Hand und schritt mit ihm zur Halle hinab. Irgendwo klangen gedämpfte Stimmen. Es waren Frauen, die beteten.

„Du sollst deinen Großvater sehen, Christoph."
Auf einer Bahre, die mit dunklem Samt ausgeschlagen war, lag der Tote in einem kapellenartigen Gewölbe, Kerzenlichter flackerten. Christoph sah staunend in das ruhige, wachsbleiche, vom Tode verklärte Gesicht. Es war das erstemal, daß er dem Tode begegnete.

„Wie liegt der Großvater doch so ruhig in dieser hölzernen Truhe", dachte er. Heiter, nichts, das einen Schmerz des Sterbens verraten hätte. Der Mund lächelte ein wenig, als wäre ihm ein großes Geheimnis offenbar geworden. Es kam Christoph vor, als wolle der Großvater etwas sagen. Doch sein Mund schwieg, und ruhig lagen die gekreuzten Hände. Wie seltsam war das alles.

Da sprach die Mutter mitten im Gebete etwas zu ihm. Er konnte es zuerst nicht verstehen, denn sie flüsterte.

Als er sie erstaunt anblickte, wiederholte sie es:

„Er war der beste Vater weitum, Christoph! Du sollst ihn lieben!"

„Ja, Mutter, ich liebe auch deinen Vater!" sprach er gehorsam.

Sie sah dankbar zu ihm nieder und schloß ihn innig in die Arme. „Ach, mein Christoph!" —

Als sie am andern Morgen vom stillen Bergfriedhof heimkamen, stand wieder der Mann vor Christoph, der nach Fioll gekommen war.

„Komm, ich will dir etwas zeigen", sagte er.
Er sprang die enge, gewundene Stiege voran, zwei Stufen mit einem Schritte nehmend, so rasch, daß es Christoph fast schwindelte, als er oben in dem hohen Gewölbe stand.

Wie erschrak er da!
Tiere starrten ihn von allen Seiten an. Es war, als wäre alles, was Berg und Tal verborgen hielten, plötzlich, wie auf geheimen Befehl, in diesem Raume zusammengekommen: Eine Gemse hob keck ihr Gehörn in die Luft, ein Rehbock stand mit erhobenen Lauschern, ein Eichkätzchen glotzte erstaunt mit runden Augen auf ihn. In der Ecke stand ein Murmeltier Männchen. Von der Decke herab breitete ein Geier gewaltig seine Flügel und drehte sie leicht im Kreise, als schwebe er in der Luft, bereit, jeden Augenblick mit scharfem Schnabel herabzustoßen. Unheimlich schielte ein Uhu nach ihm. Hasen, Marder, Wiesel saßen in kahlen Räumen. Es war unheimlich.

„Sind sie auch alle tot?" fragte Christoph.
„Dein Großvater war ein großer Jäger", sagte der Mann, „doch einer, der aus lauter Liebe zu den Tieren kaum zum Schuß kam. Lieber hielt er, was er halten konnte, lebendig um sich!"

„So sind sie jetzt alle tot wie er?"
Der Mann nickte. Wieder begegnete Christoph dem Tode. Noch unergründlicher erschien er ihm.

Der Mann griff in eines der hohen Regale am Fenster nahm ein Buch herab und blätterte darin. Er zeigte Christoph die bunten Zeichnungen der Tiere, die darin abgebildet waren.

„Dein Großvater hat viel über die Geheimnisse der Natur nachgedacht. Er hat viel aus den Büchern, die du hier siehst, gelernt, aber er kam mit seinem Studium nie zu Ende. ‚Doch ein Geheimnis habe ich aus der großen Zahl aller Bücher gewonnen', sagte er einmal, ‚daß der Schlüssel zu allem Schönen und Guten auf dieser Welt nur die Liebe sein kann; alles Große und Edle hat seinen Ursprung in ihr wie alles Böse und Schlechte im Haß.' So hat er alles Lebendige in seine Liebe eingeschlossen. Er war gütig selbst den Feindseligen gegenüber. Ein Heiliger auf seine Art fürwahr, ja, so war der gnädige Herr!"

Christoph hörte diese Worte nur mit halbem

Ohre. So sehr hielten ihn die Tiere in ihrem Bann, die, unbeweglich noch immer, als wären sie durch einen Zauber, hinter dem das rätselvolle Wort „Tod" stand, zu dieser starren Haltung gezwungen, nur des Augenblickes zu harren schienen, da sie sich wieder frei und nach ihrer Art bewegen konnten. Das Schreckliche war, daß sie alle die Augen weit aufgerissen hielten, trotzdem sie doch tot waren. Der Großvater war auch tot. Doch er hielt seine Augen geschlossen und schlief in den Tod hinein. Sterben— ja, das war es! —, Sterben war wie Schlafen. Da löschte aus, was das Herz des Menschen noch ans Leben band, und die Träume kamen. Was wohl die Toten träumten? Ob die Mutter dies sagen konnte? Nein, es schien Christoph besser, nicht mit Worten an dieses Geheimnis zu rühren; denn im letzten blieb es doch unheimlich und fremd. Aber er nahm sich vor, nie auf Erden etwas Lebendiges zu töten. —

Als sie miteinander wieder die Treppe hinabstiegen, wandte sich Aldian noch einmal zu ihm. Er schien jetzt ein ganz anderer zu sein. Fest sah er ihm in das Antlitz und sprach: „Du gleichst deiner Mutter, lieber Christoph. So sehr bist du aus ihrer Art, als hätte nicht auch ein Fremdes dich ins Leben gerufen. Dies danke Gott zu jeder Stunde. Es heißt, daß du die Blumen und Tiere über alles liebst. Das ist gut: denn es kommt aus der Art unseres gnädigen Herrn. Doch eines, Christoph" — er faßte ihn bei den Schultern und zog ihn so heftig an sich, daß Christoph erschrak und meinte, nun würde er etwas Furchtbares aussprechen. Doch er lächelte nur, als wolle er sein eigenes Herz damit leichter machen, und sagte: „Über alles sollst du deine gute Mutter lieben!"

Damit drückte er ihm fest die Hand. So sehr es auch schmerzte, Christoph verstand, daß dies ein Handschlag war, und was er galt, und das wollte er sich merken und das Wort halten, jawohl, heute und immerdar.

Er beschloß, sogleich mit dem, was er gelobt hatte, ernst zu machen und die Mutter auf eine besondere Art zu erfreuen. Über den Hof lief er auf die Wiese hinüber, auf der noch, wo die Bäume Schatten warfen, der Schnee lag. An den Stellen, an denen die Erde hervorkam, die noch in der Wirrnis steckte und unordentlich aussah, brachen Blumen in seltener Fülle hervor. Christoph sah, wie tapfer sie gegen den weichenden Winter, selbst gegen den Schnee kämpften. So konnte er hier nochmals den Frühling, der drüben in Fioll schon eingezogen war, mit seinen Händen fassen. Krokus stand in weiten Flächen, gleich wie daheim auf der Lärchenwiese Christoph empfand eine unbändige Freude darüber, daß ihn, so weit von daheim, die gleichen Blüten, gleich zierlich und heiter, gleich in der Fülle der wechselnden Farben, begrüßten. Damit hatte er ein Bild für das, was ihn die Mutter einst gelehrt hatte: Gott sei allgegenwärtig.

So war es der beste Beginn für sein Vorhaben, wenn er der Mutter einen Strauß dieser Blüten brachte. Er riß etliche Blüten ab, fand aber, je höher er die Wiese hinanstieg, noch schönere Farben, pflückte neue, bis er voll Schrecken sah, daß, was er in seiner Hand hielt, schon welk daniederhing. Und wie schön, wie kleine, blaue Flämmchen, Lichter der Allmacht Gottes, hatten ihm doch diese Blüten vorher noch aus dem dunklen Grunde der Wiese entgegengeleuchtet. Jetzt waren sie tot. Hatte er es sich nicht eben vorgenommen, nichts Lebendiges mehr zu töten? Ach, wie schwer war es, sich an das Vorgenommene zu halten! Doch es tröstete ihn, daß, was an den Blumen unvergänglich war, jetzt zum Großvater hinüberkam, in jenes stille, einsame Reich des Todes, und diesem vielleicht Freude machte. Die Mutter war ja da, war noch mitten im Leben. Eben trat sie unten aus dem Tore. Vielleicht konnte man ihr mit etwas anderem eine Freude machen. Er wollte sehen, ob nicht oben bei dem alten, grauen Turme einiges dafür zu finden war.

Als Christoph von den weit vorspringenden Felsen auf den Ansitz hinabblickte, sah er, wie die Mutter mit langsamen Schritten, als müsse sie jeden Strauch, jeden Baum begrüßen, durch den Garten ging und sich sodann auf die einsame Bank setzte, die unter der hohen Lärche stand.

Wie Christoph so von seinem Felsen aus die Mutter sah, wie sie, in ihrer zarten Gestalt, vom Licht des Morgens umflossen, in der Stille saß, die Hände vor sich auf den Schoß gebreitet, als hielte sie etwas Liebes umfaßt, ergriff ihn ein so unsagbares Gefühl des Dankes, daß sie lebte, ja lebte! Ach, wie liebte er doch die Mutter! Und nun wollte er ihr das Unterpfand dieser Liebe suchen.

Agnes empfand, was sie kaum wahr haben wollte, mit allen Fasern ihres Herzens das Glück dieser Heimkehr. Da war noch das kleine, so eckig geschnittene Herz in der Lehne der Bank, mit dem ihr einst einer der krausköpfigen Jungen, der wilde Odung aus dem Dorfe, seine Liebe gestehen wollte. Vierzehn Jahre war Agnes gewesen, und die Lärchen standen damals wie heute mit hauchzartem Geäst gegen den seidenblauen Frühlingshimmel, und weit in den Angeln war das Leben offengestanden. Wie ein großes, fremdes und doch lockendes Geheimnis war es ihr in jenen Tagen vorgekommen. Wie anders, als sie es damals geträumt, war es später gekommen!

Ach, wie wohl diese heimatliche Stille tat! Und

es blieb still auch, als die Mutter kam und sich zu ihr setzte.

Agnes ergriff ihre Hand. Wie fest sie war! Man konnte sich daran halten, wenn man im Leben nicht mehr weiter fand, und doch, wie war sie so zart zugleich, wie schloß sie sich so innig um ihre eigene Hand.

Die Mutter hob den Blick. Voll Sorge klang ihre Frage: „Wie lebst du, Agnes?"

Agnes fühlte, wie sich unter diesem wärmenden Blick alles, was sie diese Jahre her stumm in sich getragen hatte, zu lösen begann.

„Gregor hat es schwer mit mir, Mutter", begann sie. Mühsam rang sich ihre Stimme frei, „nicht, was die Arbeit angeht. Ich schaffe wohl, was die Bäuerin auf Fioll zu schaffen hat. Doch das Dorf wollte es nicht gelten lassen, daß auf dem größten Hofe eine ‚von uns' saß. Zu viele Mädchen am Rosenberg hatten nach dem jungen Fioller Ausschau gehalten. Eine nannte ihn schon ihren Schatz vor allen Leuten. Die Mütter schielten nach dem reichen Hauswesen, die Väter nach dem stattlichen Hof. Er aber, der junge Bauer zu Fioll, stieg über das Joch hinüber und brachte heim, was er ohne ihren Rat gefunden hatte. Die Männer des Dorfes faßten sich bald, als sie sahen, wie diese ‚Herrenbäuerin', wie sie mich nannten, das Haus zu führen wußte. Der Fioller hatte nun einmal eine Liebe für das Besondere. Damit war es für sie genug. Die Weiber aber empfanden diese Heirat als eine Schmach, die ihnen angetan worden war. ‚Sind etwa unsere Töchter nur für Kleinleut und Karner gut genug', so sagten sie. Ich aber war seiner Liebe gewiß, trug ihm die Kinder ins Leben. Und ich war Bäuerin auf Fioll. Sollten die Leute reden! Doch dann kam das andere. Der Krieg trieb an ein böses Ende. Verloren ging das Land. Haß und Streit kamen in die Menschen. Jetzt hatten sie einen anderen Namen für mich. ‚Die Welsche' sagten sie. ‚Fioletta' spottete der schwarze Mutz, wenn er besoffen war und Gregor weit weg wußte. Ich war bei Gott nicht, was sie mich nannten, eine Welsche. Wäre ich es, ich würde mich nicht im geringsten schämen. Doch, Mutter, du weißt, mit welcher Inbrunst ich in dem Lande, das seit tausend Jahren dem unseren gemeinsam ist, die größere Heimat zu finden hoffte. Und ich fand sie, solange Gregor zu mir stand."

Agnes strich sich unwillig das Haar von den Schläfen zurück, als suche sie damit die düsteren Gedanken zu verscheuchen. Ein bitterer Zug trat um ihren schönen weichen Mund. Die Stimme klang von verhaltenem Leide dunkel und schwer.

„Doch wie ein schleichendes Gift drang, was im Dorfe geredet wurde, in sein Gemüt. Nicht, daß die Männer ihm Vorwürfe gemacht hätten. Doch sie schoben ihn zur Seite, sie übergingen ihn, wenn in der Gemeinde Wichtiges zu entscheiden war. Immer hatte das Wort des Fiollers am meisten gegolten. Nun hörte niemand mehr auf ihn. Wo er hinsah: Mißtrauen. Wo er zufassen wollte: Schweigen. Lange wehrte er sich dagegen, vergeblich. Doch die Zeit war stärker.

Früher hatte er sich voll Stolz mit mir gezeigt. Er wußte wohl, was sich alle Leute in den Wirtsstuben zwischen Brixen und Bozen erzählten, daß sie nachrechneten, was ich nach Fioll eingebracht hatte. Der Mutz wußte es genau. ‚Das wiegt vieles auf', meinte er und lächelte vieldeutig. Gregor vermied es, sich mit mir zu zeigen. Als ich ihm helfen wollte, stieß er mich zurück. ‚Bei Euch drüben ist es anders', sagte er bloß, oder ‚Das begreifst du nicht, du bist von drüben!' Mir blieb nichts denn die Arbeit!"

„Du hattest die Buben, Agnes!"

„Die Buben, ja und nein! Lukas, der älteste, war noch der gemeinsamen Kraft, die uns zusammengeführt hatte, entsprungen. Er hat von uns beiden Gleiches empfangen und fühlt deshalb am wenigsten, wie anders das Leben auf Fioll geworden ist. Anselm hingegen! Als hätte sich in seinem Wesen schon geoffenbart, daß sich Gregor damals völlig zu sich selber gekehrt hatte! Er trägt ganz seine Art und ist in allem ein Fioller und weiß es zu zeigen. Christoph! In der Zeit meines bittersten Leidens trug ich ihn unter dem Herzen. Mir wuchs er entgegen zu Trost und Freude und zur Sorge."

Agnes schwieg. Die Mutter blickte vor sich nieder. Schatten lagen auf ihrem Antlitz.

„Du hast mir nicht alles gesagt, Agnes", sprach sie mit banger Stimme, „und doch, du wirst es leichter tragen, wenn du auch mich es tragen läßt!"

„Ach, Mutter, es ist so schwer, zu sprechen."

„Agnes, erzähle mir alles!"

„Warum mußte es so kommen, Mutter? War es meine Schuld? War ich ihm ein schlechtes Weib? Oder war es doch nur jenes Eigene an mir, das er einst so geliebt, das er nun als ein Fremdes fürchtete? Ach, ich fand keinen Weg mehr zu ihm. ‚Schämst du dich meiner?' wollte ich ihn fragen. Aber, wenn ich seine kühlen, abweisenden Augen sah, schwieg ich. Doch ich versuchte aus meiner ganzen Kraft, es ihm recht zu tun und nichts anderes zu sein, als alle die Bäuerinnen auf ihren Höfen waren.

Nach außen hin ging alles den gewohnten Gang. Ja, es war ein Leben auf Fioll! Welcher Bauer hätte nicht seine Freude gehabt, wenn er diesen Hof sah, das Vieh in den Ställen! Der Fioller

kaufte Jungvieh auf den Pustertaler Märkten, zog es auf und verhandelte es ins Unterland. Um mit dem Futter nachzukommen, kaufte er Almen dazu. Im Tschanwalde schlug er Holz aus, um mit dem Gelde nachzukommen, und forstete Lärchen auf. Es war, als suche er in der Arbeit, was er sonst im Leben nicht mehr finden konnte. In Wahrheit hatte ihn der Zwiespalt, der in ihm saß, aus der Bahn geworfen.

Es gab wieder Wochen, Monate, da sich alles auszugleichen schien. Er konnte wieder froh sein, wenn er eine gute Arbeit getan hatte. Dann lachte er wohl auch. ‚Zum Teufel, was schert mich die Welt!'

Doch plötzlich trieb alles zu einem bösen Ende. Im Dorfe sollte eine Genossenschaft gebildet werden. Meinung stand gegen Meinung. Die Stimme, die Gregor auf Grund seines Besitzes zustand, sollte entscheiden. Er sprach dafür, denn eine Genossenschaft wäre ein zuverlässiges Mittel, um den wirtschaftlichen Plänen der anderen zuvorzukommen. Da verzog der schwarze Mutz der die Gegner führte, ein wenig bloß das Gesicht, als hätte er in etwas Saures gebissen, schnupfte heftig auf und sagte, zum dicken Stampfeter gewendet, der neben ihm saß: ‚Ich höre einen, der redet von den andern? Und ist selbst der erste gewesen, der eine andere ins Dorf gebracht hat!" Er sagte dies nur so nebenher, doch laut genug, daß es alle hören konnten. Gregor war aufgesprungen, die Zornader auf der Stirn. Der Mutz blieb ruhig sitzen und stieß bloß dem Stampfeter in die Seite: ‚He? Hast du was gesagt? Ja, es geht eben manchmal einer nicht nach dem Brauche, sondern nach seinem eigenen Gelüst!'

Die Genossenschaft kam nicht zustande. Der Mutz hatte klug seine Worte gesetzt. Der Schlag, das wußte er, traf den Fioller selbst.

Er wußte nicht mehr, wo er stand, er fiel von einem ins andere. ‚Du sollst die Buben deine Sprache lehren', befahl er, als er einmal vom Dorfe heimkam, ‚kann ich nicht tun, was ich will? Wen kümmert's? Es wird ihnen von Nutzen sein!' Kurz darauf aber, als Lukas in der Stube saß, mit seinen Holzklötzen spielend, und ein paar dieser Worte vor sich hinsprach, schlug er ihn unbarmherzig auf den Mund.

In mir sah er die Ursache allen Übels. Er mied mich. Es konnte geschehen, daß er einmal des Nachts halb im Schlafe meine Hand nahm. Doch wachte er darüber auf, so schrak er zusammen, als hätte er sich selbst bei etwas Unrechtem betroffen. In jener Zeit fand er, daß das Haus an der Seite, an der unsere Schlafkammer lag, feucht wäre. Er spüre das Leiden wieder, das ihm der Krieg gebracht hatte, meinte er, da wolle er sich drüben an der Sonnenseite des Hauses die zirbene Kammer richten. Und ich erwartete sein drittes Kind — Christoph! Wie schwer trug ich an dieser Last! Wieviel des Leides wuchs in ihm mit auf!"

Hart war das Antlitz der Mutter geworden, wie aus Stein gemeißelt.

„Ist es alles, was du mir sagen mußt, Agnes?" fragte sie strenge, als hätte sie ein Urteil über Leben und Tod zu sprechen.

„Alles, worüber ich sprechen kann, Mutter!"

„Und die eine. die ihn vor den Leuten ihren Schatz genannt hatte?"

„Ach, Mutter, wenig nur weiß ich davon. Grit, so hieß sie und war eine Magd im Dorfe. Doch der Fioller spricht nicht davon."

Agnes schluchzte. Sie barg ihr Haupt im Schoße der Mutter, wie sie als Kind getan, wenn sie mit den kleinen Sorgen bei ihr Trost gesucht hatte. Und wie zu jener Zeit, wenn ihr die Mutter mit linden Händen die Wangen liebkoste, an denen die Tränen niederflossen, kam eine tiefe, beglückende Ruhe über sie.

„Es ist ein harter Weg über das Gebirge zurück", sagte die Mutter ernst, als spräche sie damit den letzten Gedanken aus, der ihr durch den Sinn ging, „doch du mußt diesen Weg gehen, Agnes, um deiner Söhne willen!" —

Aldian winkte vom Hause herüber, es sei angespannt!

Christoph wurde gerufen. Er kam vom Turme herab. Die alte Frau küßte ihn wieder. Der gelbe, hochsitzige Wagen brachte Agnes mit dem Knaben das Bergtal hinauf bis an jene Stelle, an der die große Lawine die Weiterfahrt sperrte. Doch es war nun nicht mehr weit zum Joche empor. —

Oben, auf der Freina angelangt, verweilte sie eine kleine Zeit, umfing noch einmal mit schmerzlich verlangendem Blick das Tal von Antermoja. Still lag das Kirchlein weit unten, vom Bergfriedhof umsäumt, in dem nun ihr Vater seinen letzten Schlaf schlief. Landschaft und Licht strömten eine sonderbare Weihe und Ruhe aus.

„Gehen wir weiter", sagte die Mutter zu Christoph der stumm und wunderlich neben ihr gestanden hatte.

Die Nacht stieg schon aus dem Tale herauf, als die beiden den Rosenberg hinanstiegen. Weite, wehende Nebel zogen über die dämmernden Weinäcker im Ried. Der Grundacker war aufgebrochen.

Christoph war müde. Als ihm die Mutter aus den Kleidern half, fiel ein glitzernder, rotgeäderter Stein zu Boden.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Beten und Almosengeben sind die zwei wichtigsten Übungen des Christen während der Fastenzeit. Ohne sie ist unser Fasten nicht von großem Wert. Beten und Almosengeben sind auch von unseren Wohltätern geübt, die nun schon seit Jahren unsere Sammlung für arme Priesterstudenten unterstützen. Ewig bleibt, was der Mensch für seinen Gott getan. Während der laufenden Wochen vor Ostern wollen wir nun unserem Opfer auch besondere Opfergebete beifügen. Wir wollen nicht nur geben, wir wollen betend geben, damit die Frucht unserer Opfer auch sich selbst schenkende, betende Priester sei!

Bisher eingenommen	$5,961.00
Mr. & Mrs. Ruckli, Raymore, Sask.	3.00
Mrs. S. Klotz, Regina, Sask.	2.00
Jakob Lohrer, Agassiz, B. C.	2.00
Joseph Schneider, Revenue, Sask.	5.00
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P.Q.	3.00
Joe Karg, Sr., Allan, Sask.	5.00
Mary Gies, Waterloo, Ont.	2.00
Mr. & Mrs. B. Meier, Salvador, Sask.	6.50
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Edward Klein, Sedley, Sask.	2.00
Fam. H. Zepp, Yorkton, Sask.	2.00
Mrs. Pampuch, Shaunavon, Sask.	10.00
Mrs. Poos, Preston, Ont.	2.00
B. Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
Joseph Brost, Macklin, Sask.	1.00
Mrs. M. Bergerman, Muenster Sask.	2.00
Ein Leser, St. Gregor, Sask.	2.00
Mrs. J. Berting, St. Gregor, Sask.	1.00
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
Leo Merz, Cranbrook, B. C.	1.00
John Doerr, N. Vancouver, B. C.	2.27
N. N. St. Bernard, Pilger, Sask.	100.00
Ein Leser, Blaimore, Alta.	1.00
M. Beisig, Vancouver, B. C.	1.00
Mrs. M. Hager, Toronto, Ont.	3.00
Mrs. Winel, Regina, Sask.	2.00
	$6,135.77

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.